

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Arno Pagel

Gräfin Waldersee

Tante Hanna

Mutter Fischbach

Drei Frauen im Dienste Jesu



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Gräfin Waldersee

Tante Hanna

Mutter Fischbach

Menschenwege will dies Büchlein schlicht schildern. Die drei Frauen, die sie gingen, sind denkbar verschieden, was ihre Herkunft, ihren Stand in der Welt, ihre Bildung, die Möglichkeiten ihres Wirkens angeht. Gräfin Waldersee gehört in die Kreise des Adels hinein, die beiden andern sind einfache Frauen aus dem Volk gewesen. Ist's nicht gewaltsam, ihre Schicksale in einem Buch zusammenzufassen?

Nein, die drei Frauen gehören zutiefst zusammen. Was in ihrem Leben verschieden war, ist gering gegen das eine, was sie gemeinsam hatten. Sie hatten alle drei einen lebendigen Heiland, an dem sie von Herzen hingen, und für den zu wirken ihres Lebens Freude war. Jede macht mit ihrem Lebensgang deutlich, wie reich Menschen sind, die zu Christus gehören, und welcher Segen und welche Frucht von ihnen ausgeht.

Gräfin Waldersee, Tante Hanna
Mutter Fischbach

EC - Jugendkreis

Waldenser Straße.

Sept. 1956.

Band 31/32 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Gräfin Waldersee, Tante Hanna Mutter Fischbach

Drei Frauen im Dienste Jesu

Von
Arno Pagel

2. Auflage
(8.–12. Tausend)



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

Gräfin Waldersee

Jugendjahre in New York, Paris und anderswo	5
Der ganzen Entscheidung entgegen	9
In das volle, freie Heil hinein!	15
Kurzes Erdenglück	22
Ein neues, reiches Leben	27
Die letzten Stationen	32

Tante Hanna

Die „fiene“ Hanna	42
Im „Elendstal“ geschehen herrliche Dinge	47
„Frauenmensch, du hast mich kaputt geliebt!“	50
Mit jung und alt gut Freund	57
Bei reich und arm daheim	61
Von Pastoren und Gemeinschaftsleuten	67
Vom Festefeiern und vom Feierabend	72

Mutter Fischbach

Großes Glück, harte Arbeit, tiefes Leid	76
Der Glaube sieht Gottes Herrlichkeit	81
Mutter Fischbachs Wanderwege	86
Die Bibelleserin, die Bekennerin, die Seelsorgerin	91

Gräfin Waldersee

Jugendjahre in New York, Paris und anderswo

Die vornehme Frau, von der auf den folgenden Blättern erzählt werden soll, ist die Gattin eines deutschen Generalfeldmarschalls der Kaiserzeit gewesen. Während sie Englisch und Französisch stets fließend sprach, hat es mit ihren deutschen Sprachkenntnissen lange mächtig gehapert. Gräfin Waldersee ist nämlich nicht deutscher Herkunft gewesen, sie ist erst im Lauf ihrer Lebensführung durch Wahl und Neigung eine Deutsche geworden.

In New York wurde sie am 3. Oktober 1837 geboren. Schlicht und bürgerlich lautete ihr Name *Marie Esther Lee*. Der Vater *David Lee* stammte von einem der alten tatkräftigen Farmergeschlechter ab und war ein angesehener Kaufmann.

Anne Philipps hieß die Mutter. Es war eine herrliche Mutter. Marie Lee hat unsagbar an ihr gehangen und sie lange behalten dürfen. Sie ist 96 Jahre alt geworden. Als die kleine Anne 5 Jahre alt war, da hat Gottes Gnade sie in eigenartiger Weise Trösterin ihrer todtraurigen Mutter werden lassen. Der Vater war bei einer Segelpartie tragisch umgekommen. Untröstlich war die verlassene junge Frau. Bitter grübelte sie am Kaminfeuer dahin, als die kleine Anne aufwachte und schlaftrunken ein Bibelwort hersagte, das sie irgendwo gehört, aber ganz sicher in seiner Bedeutung nicht verstanden hatte: „*Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht!*“

Wie eine Gottesbotschaft nahm die Mutter die halb im Traum gesprochenen Worte ihres Töchterleins hin. Sie lernte es, mit ihrem großen Leid vor Gott stille zu werden, mit dem Dennoch des Glaubens sich unter ihren schweren Weg zu beugen und auf den Tag zu

warten, der im Schauen der Ewigkeit alle dunklen Erdenrätsel löst.

Diese Gnade, die die kleine Anne schon so früh zu einem unbewußten Werkzeug des Segens machte, ist in ihrem ganzen Leben mächtig geblieben, hat sie in ein persönliches Verhältnis zu Jesus hineingeführt und leuchtende Spuren im Leben ihrer vielen Kinder zurückgelassen.

Die Eltern *Lee* gehörten in New York der *presbyterianischen Kirche* an. Die Presbyterianer hatten eine großartige Geschichte. Zu ihren Ahnen zählten sie Männer wie den schottischen Reformator *John Knox*, den Mann, von dem die Rede geht, daß er sich nie vor einem Menschen gefürchtet habe, weil er ganz in der Gottesfurcht lebte. Sie nahmen Gott und Gottes Gebote ungemein ernst. Sie blieben dabei nicht immer frei von Gesetzlichkeit.

In der Sonntagsheiligung waren sie kompromißlos streng. Da duldeten sie keine Erweichung. Und unserer *Marie Lee* hat gerade dieses Stück presbyterianischen Erbes ein Leben lang angehangen — nicht zu ihrem Schaden!

Ja, im Hause von David und Anne *Lee* regierte das göttliche Gesetz, aber das hinderte wahrhaftig nicht die schöne Atmosphäre der Liebe, in der die Eltern untereinander und mit den sechs Kindern, die sich nach und nach einstellten, verbunden waren. Marie war die jüngste Tochter und als Nesthäkchen Mutters besonderer Liebling. Früh brach Leid in das Familienglück ein. Ein von Marie Esther so heiß geliebtes Brüderchen starb mit sieben Jahren. Als sie 15 Jahre alt war, raffte eine tückische Krankheit den Vater dahin. Besonders innig schloß sich nun das Mädchen an die Mutter an, die ihren Mann um ganze 44 Jahre überlebte. Ein einzigartig schönes Verhältnis von Mutter und Kind begann zu reifen.

Bald hat Marie Lee das Reisen angefangen. Zwei ihrer Schwestern waren ihr darin allerdings schon mit gutem Beispiel vorgegangen. Josephine hatte sich in Paris mit dem württembergischen Gesandten Baron *August von Wächter* verheiratet; aus der Schwester *Blanche* war eine Mrs. Murray geworden.

Im Winter 1856/57 finden wir Marie in Paris. Sie gerät in einen Taumel von Festen, Bällen und Tanzgelagen hinein. Der Rausch des Jungseins überkommt sie. Trinken will sie vom goldenen Überfluß der Welt.

Wahre Triumphe feiert die junge amerikanische Schönheit in den Salons von Paris. Sie wird bewundert, umschwärmt, umschmeichelt. Sie wird dem Kaiser *Napoleon* und seiner liebenswürdigen Gemahlin *Eugenie* vorgestellt. Solch ein Hofleben ist gefährlich, darin ist schon mancher nach Leib und Seele verkommen. Aber merkwürdig sicher und unberührt geht Marie Lee durch alles hindurch. Gewiß, sie freut sich an ihren Erfolgen, sie sonnt sich in dem höfischen Glanz. Aber sie tut es eigentlich mehr wie ein Kind, das über die bunten Blumen jauchzt, die es pflückt. In ihre Seele kann das ganze Treiben nicht eindringen. Ob wohl die Erinnerungen an das Elternhaus und die Gebete der Mutter im fernen Amerika eine bewahrende Macht haben? Marie vergißt nicht das Gebot der Sonntagsheiligung. Wenn die Festlichkeiten sich bis in die Morgenstunden des Sonntags hinein ausdehnen, dann verläßt sie vorher mit ihrer Schwester den Ballsaal. Sie will den Tag des Herrn nicht entweihen. Zwar wird die Zeit des Sonntagsgottesdienstes verschlafen. Erst um ein Uhr bequemt man sich zum Frühstück. Aber dann wird in der Bibel oder eine Predigt gelesen, und der Sonntag ist nicht ganz verloren.

Wenn Marie an die Mutter lange Briefe schreibt — sie bringt es bis auf 36 Seiten! —, dann fehlen darin nicht allerlei edle Entschlüsse. Das ins oberflächliche Hofleben verstrickte Mädchen kann im Gedanken an

den gekreuzigten Heiland ganz wehmütig werden, über sich selber erschrecken, sich anklagen und bange fragen:

„O mein Heiland, warum ist mein Herz so hart Dir gegenüber? Woher kommt es, daß es mir schwer wird, Dich zu lieben von ganzem Herzen und mit ungeteilter Seele? Warum ist die Quelle meines Handelns nicht die, Dir zu gefallen?“

Der Pariser Winter ist vorüber. Im Frühling und Sommer 1857 ist Marie auf allerlei fröhlichen Reisen. Im schönen deutschen Badeort Homburg hat sie ein entscheidendes Erlebnis mit Gott. Ein Büchlein „Das Erwachen und Fortschreiten des geistlichen Lebens“ wird ihr täglicher lieber Umgang. Und in der Tat, bei Marie Lee erwacht neues, göttliches Leben. Von einer vollen biblischen Bekehrung kann noch nicht geredet werden, und die Freude der Heilsgewißheit bleibt dem jungen Mädchen noch lange unbekannt. Aber sie hat sich unter dem Kreuz Jesu über ihre Sünden gebeugt, der sterbende Heiland hat sie in Gedanken angeblickt, es erwacht der ernstliche Wunsch, dem Herrn ganz zu gehören.

Doch das andere Leben, das Leben der rauschenden Feste, hat seinen Reiz für Marie Lee noch nicht verloren. Durch ihren Schwager, Baron von Wächter, wird sie in *Stuttgart* am württembergischen Königshof eingeführt. Dort sind gerade große Tage. Der König von Württemberg hat ein Zusammentreffen der beiden mächtigen Männer, des Kaisers Napoleon und des Zaren Alexander II. von Rußland, herbeigeführt. Hofeste und Bälle jagen einander. Marie ist ganz dabei.

Von Stuttgart geht es wieder nach Paris. Dort, wo es glänzende Opern- und Theateraufführungen wie kaum sonstwo in der Welt gibt, beugt Marie Lee an einem stillen Sonntag die Knie und bringt Gott ein Gelübde dar. Sie will ein *Opfer* bringen, damit der Heiland sieht, wie lieb sie ihn trotz allem hat. Sie schreibt selber darüber:

„Ich habe einen Entschluß gefaßt, welcher, wie ich hoffe, im Himmel angeschrieben ist, und welchen zu brechen die Kraft der Allmacht mich bewahren möge. Das bitte ich ernstlich, da ich schwaches Geschöpf nie hoffen könnte, mein Versprechen zu halten. Es ist dies: *In Gottes Gegenwart gelobe ich feierlich, Oper und Theater zu meiden*; niemals wieder will ich sie freiwillig betreten. Ich halte sie nicht für recht. Jedesmal, wenn ich dort gewesen bin, habe ich wider besseres Gewissen gehandelt unter viel Gewissensnot . . . Ich muß voll und ganz den *Dienst Satans aufgeben*, um Gott zu dienen; denn der *Allmächtige wird keinen halben Dienst annehmen*. Möge der Weihrauch dieses *meines ersten Opfers* angenehm sein vor Gott, meinem Vater im Himmel! *Dies ist der erste entschiedene Schritt in meinem neuen Leben.*“

Ihre *größte weltliche Freude* hatte Marie Gott zum *Opfer* gebracht. Fortan war es deutlich, daß Gottes Geist mehr Raum hatte in ihrem Leben. Das Sündenbewußtsein wurde vertieft, und der Ekel an dem übrigen noch festgehaltenen Tand wuchs beständig. Marie begann etwas davon zu ahnen, daß das Leben der Leute Jesu dem Dienst gehört. Sie suchte sich erste Arbeit für den Meister. Noch war es nicht das eigentliche Werben um die Herzen für den König Jesus; der äußeren Not der vielen armen Leute in Paris wollte das verwöhnte junge Mädchen steuern helfen. Eine Witwe mit ihren vier Kindern wurde z. B. ihre Freundin und erfuhr manche Fürsorge von ihr.

Der ganzen Entscheidung entgegen

Längere Zeit geht es in Marie Lees Leben wie Ebbe und Flut weiter. Ein Segen ist es, daß sie allerlei ernste und echte Gotteskinder kennenlernt und an ihnen sieht, wie schön das Leben ist, das sich ganz dem Herrn und dem Dienst an den Menschen weiht. Richtig Angst kriegt sie, wenn sie daran denkt, daß bald wieder die Einladungen zu den Festlichkeiten der Pariser Saison kommen könnten. Sie fühlt sich noch zu schwach, dem

Trubel ganz zu entsagen, obwohl sie fröhlich feststellen kann, daß die Bande sich lockern. die sie an all das leichtfertige höfische Treiben ketten. Die Sonntage hält sie weiter heilig. Mit treuen Pastoren in Paris gewinnt sie Kontakt. Vor allem wird sie des lutherischen Pastors Meyer dankbare Zuhörerin. Er hilft ihr seelsorgerlich weiter. Das Gebet pflegt Marie eifrig, und immer wieder steht eine Bitte obenan:

„O löse meine Liebe, Vater, von *allem, was in der Welt* ist, und binde sie fest und unlöslich an Dich! Befähige mich, Deinen Willen zu tun, Dich zu lieben, an Dich zu glauben mit allen meinen Kräften um meines Heilandes willen!“

Manchmal ist es eine richtige Stimmung der Niedergeschlagenheit und Verzweiflung, aus der heraus diese Bitte um die volle Lösung von der Welt zu Gott aufsteigt. Da kam ein Tag, an dem war Marie morgens so glücklich, weil sie meinte, das Tun des Willens Gottes, der volle Gehorsam, würde immer mehr ihr Element, ihre Freude. Und dann war abends Ball in der amerikanischen Gesandtschaft, bei dem auch sie die Nacht durchtanzte. Erst morgens um halb sieben Uhr kehrte sie heim. Den halben Tag verschlief sie, stand erst um zwei Uhr auf und erschien um fünf Uhr auf der Bildfläche. Jammer und Selbstanklage quälten ihr Herz.

„Ich sündigte, weil ich mich der Freude des Tanzens so ganz hingegeben hatte. Infolgedessen hat sich der Herr zurückgezogen; denn ich habe seitdem *keinen Frieden* mehr gespürt. Ich hoffe, es soll das letzte Mal sein, daß ich meinem Christenberuf solche Unehre mache, obwohl es eine Versuchung ist, der ich nur schwer widerstehen kann. *Ich liebe die Welt noch zu sehr.* Bitte, lieber himmlischer Vater, löse doch mein Herz von den Dingen dieser Erde und binde es fester an das, was droben ist; denn nur dort kann es seine volle Befriedigung finden!“

Ja, von der Welt da draußen galt es sich zu scheiden, das wurde unserer Marie Lee immer klarer. Aber auch das begann sie zu begreifen, daß man dann noch nicht der Welt entronnen ist, wenn man mit dem Tanzen

und Festefeiern bricht. Es war die Welt *tief drinnen in ihr selber*, vor der sie erschrak, und aus deren Fesseln sie herauswollte. Darum flehte sie:

„Es scheint mir unmöglich, meine *Selbstsucht* zu überwinden, die so tief in meiner Natur wurzelt. Das Selbst, das eigene Ich, ist überall der Grundton bei allem. Wie schwer, ja wie unmöglich ist es, in eigener Kraft gut zu sein! Heiland, reinige mich durch den Einfluß Deines Heiligen Geistes!“

Das war es, was Marie noch tiefer erkennen, durchleben und durchleiden mußte: „*Man kann so schlecht aus eigener Kraft gut sein!*“ All ihrem Kämpfen um den vollen Gehorsam und das ungeteilte Herz hing noch so viel Zutrauen zur eigenen Kraft an. Ohnmächtig, ganz ohnmächtig mußte der Herr Jesus sie werden lassen, damit sie ganz von Ihm abhängig werden lernte und in solcher Abhängigkeit in die wahre Freiheit und Siegeskraft der Kinder Gottes schreiten konnte. Eine wichtige Stufe auf diesem Erziehungsweg Gottes mit Marie Lee waren schmerzhaft erlebnisse, die in den Sommer und Herbst 1858 fielen. Diese Monate verbrachte sie vor allem in Bad Ems und in *Stuttgart*. Sie war es gewohnt, unbefangen mit jungen Männern zu verkehren. Sie suchte eigentlich lieber deren Gesellschaft als den Umgang mit anderen jungen Mädchen. Ja, sie bildete sich sogar ein, sie habe an den jungen Männern eine *missionarische* und *seelsorgerliche* Aufgabe zu erfüllen. Aber wie leicht konnte es da passieren, daß solch einen jungen Mann an der eifrigen Missionarin ganz andere Dinge interessierten als ihr frommer Bekehrungseifer! Und es ist passiert! Eins der „*Seelsorgekinder*“ hat sehr irdisch Feuer gefangen und sich in seine Seelsorgerin verliebt. Deren Herz aber blieb kalt. Es kam zu schmerzhaften Konflikten, aus denen zu lösen auch der lebensfrohen Marie Lee nicht ohne innere Wunden gelang. Nein, junge Mädchen sollten sich nicht zu Seelsorgern an jungen Männern berufen fühlen und umgekehrt!

Die unliebsame Geschichte brachte Marie eine heilsame Demütigung ein. Aber noch tiefer führte sie der Geist Gottes in die Selbsterkenntnis und das Selbstgericht. War Marie Lee nicht in der Gefahr, sich auf ihre Frömmigkeit etwas einzubilden? Sie hatte ja das große Opfer gebracht und durch ein tapferes Gelübde auf die Freuden der Oper und des Theaters verzichtet. War das nicht immerhin eine beachtliche Leistung? Daß du dir ja nichts einbildest, Marie Lee! Es bleibt dir noch so viel Grund zu erschrecken vor dem, was in dir ist, was dich bindet, was du denkst, was du tust!

Marie Lee fragte sich ernstlich und eifrig: Wer bin ich? Sie suchte sich selber zu erkennen. Sie hatte in diesem Bemühen einen Lehrmeister gefunden, und das war der bekannte Schweizer Gottesmann *Lavater*, in dessen Tagebücher sie sich versenkte. Da fand sie Anleitung zur täglichen strengen Gewissenserforschung; aber es mischte sich viel Hartes und Gesetliches in ihr Unternehmen hinein. Darum blieb ihr das selige Geheimnis, daß die Kinder Gottes zur Freiheit berufen sind, noch verschleiert.

Marie legt sich neue Ordnungen auf. Sie will täglich einen Bibeltext auswendig lernen und immer wieder am Tage über ihn nachsinnen. Damit sie die sonntägliche Predigt besser behält und deren geistlichen Ertrag besser verwerten und bewahren kann, schreibt sie nach dem Gottesdienst auf, was sie gehört hat. Sie fragt sich am Abend: „Bin ich heute neidisch gewesen? Habe ich heute lieblos über jemanden geredet? Wem habe ich Gutes getan? Habe ich für den Herrn ein Zeugnis abgelegt?“ Manchmal kommt es als Ergebnis der Selbstprüfung zu einer kleinen Freude über einen bescheidenen Fortschritt, über ein schüchtern gewagtes Bekenntnis. Öfter aber ist Enttäuschung und Schwermut die Stimmung, in die die Herzenserforschung am Ausklang des Tages Marie stürzt. Ja, es wächst die Selbsterkenntnis, es wächst der Mut, sich selber zu beschuldigen, es

ist die Bereitschaft da, sich selber zu verabscheuen. Aber es ist kein Friede da, kein Ruhen in der Gnade Jesu Christi, es fehlt die Gewißheit, unabhängig von der jeweiligen Seelenstimmung und dem jeweils festgestellten Stand des Heiligungslebens des Herrn Kind zu sein, bei Ihm bewahrt, von Ihm gehalten zu werden.

In den Tagebüchern der Selbstprüfung, die Marie Lee in Anlehnung an Lavater zu führen begonnen hat, klingt es immer häufiger auf, das Schreien nach dem vollen Frieden, die Sehnsucht, aus dem Jammer herauszukommen und echten Sieg zu haben. Das Tagebuch offenbart: Hier will ein Mensch heraus aus den Fesseln der Ichliebe und in das Leben ganz für Gott und die Menschen eindringen:

„O Gott, zerbrich diesen niedrigen, elenden Hochmut, diese hassenswerte Eigenliebe! Hilf mir, andere höher zu achten als mich selbst!“

Haben wir nicht längst gemerkt, daß die junge Marie Lee darum in ihrem inneren Leben so im ständigen Wechsel von Ebbe und Flut, von Aufschwung und kläglichem Niedergang dahingeht, weil sie die heilige Entschiedenheit noch nicht gewagt hat, in der man — nicht gesetlich und verkrampt, sondern in der heiligen Freude über den königlichen Reichtum, den Jesus den Seinen gibt — den Kindern der Welt ihren kümmerlichen Kram vor die Füße wirft?

Es war schon schwer für dies umschwärmte junge Mädchen, dem der französische Kaiserhof offenstand, dem Prinzen und Diplomaten aus aller Welt den Hof machten, den Mut zur ganzen Scheidung von dem oberflächlichen Treiben zu gewinnen. Aber Marie kam an dem klaren Nein nicht vorbei. Durch Jahre hindurch gewähren uns ihre Tagebücher einen Einblick in den hin und her wogenden Kampf. Daheim in der Stille war es ihr ganz klar:

„Das Leben eines Menschen, der die Welt liebhat, *kann kaum ein Leben genannt werden . . . Christentum und Welt,*

wie stehen sie sich diametral gegenüber! Wie *unmöglich* ist es, *sie beide zu vereinigen!* Ich weiß, daß es *Sünde* war — und ging doch auf einen Ball! *Die weltlichen Gedanken* sind so vorherrschend in mir. Reiten, Heiratsgedanken, das alles ist mir interessanter als das, was soviel wichtiger ist, ob ich eine Pilgerin bin und ein Fremdling hier auf Erden. Ich bin ganz erschrocken zu sehen, *wieviel Grund die Welt wieder in meinem Herzen gewinnt . . . Ich muß die Welt aufgeben.* Die Art und Weise, wie ich gelebt habe, war: *halb* für Gott und *halb* für die Welt, was niemals wahre Befriedigung geben kann.“

Sie hat die Welt aufgegeben! Es kam der Tag, da hieß es in heiliger Klarheit: *Rein ab der Welt und Christo an, so ist die Sache recht getan!* In den Apriltagen des Jahres 1862 heißt es sieghaft fröhlich in den Tagebüchern:

„Was ist es für eine große Hilfe, daß ich *die Welt* durch Seine Gnade *bewußt aufgegeben habe!*“

Die Erfahrung ließ nicht auf sich warten, die alle machen, die um Jesu willen den Kram des Welttreibens hinwerfen: Von Tag zu Tag merkte Marie mehr, daß sie den ganzen Krempel gar nicht mehr brauchte, daß sie den Geschmack daran verloren hatte. In Jesu hatte sie ja alles gewonnen. Lassen wir sie selber reden:

„Irdisches Glück ist nie völlig, bleibt immer unvollkommen. Eins ist not! Außer Christus gibt es keinen Frieden und kein Glück! Es ist unmöglich, *die Welt kann es nicht geben*, sie besitzt es selber nicht. Was ist ihr Glück? Mit Tränen kämpfendes Lächeln, Gelächter, das aus einem schmerzenden, zukenden Herzen kommt. Nein, *o Welt, ich habe genug von dir gehabt!* Ich habe dich erprobt und gefunden, daß dir alles fehlt, was mir am meisten nottut. Heiland, ich möchte mich nie wieder zur Welt hingezogen fühlen und nur nach dem trachten, was droben ist. Reinige mein Begehren von allem irdischen Trachten, was Deinem Willen zuwiderläuft!“

Welt, ich habe genug von dir gehabt! Bitte, so spricht nicht jemand, der nichts als die primitiven und mas-

siven Genüsse und Abenteuer mitgemacht hat, die die Masse der Menschen heute für Leben ausgibt. Hier sind einem jungen Mädchen alle Freuden der Kunst, der Musik, der höfischen Gesellschaft durch Jahre hindurch zugänglich gewesen. Lange hat ihr Herz an dem allen gehangen, in ihm Leben und Glück gesucht. Es war vergeblich. Froh war das Herz erst, als es *ganz* an Jesus hing.

In das volle, freie Heil hinein!

Ein Nein war gesprochen, ein Nein zur *Weltliebe*. Aber dieses Nein, so wichtig, so notwendig es war, so förderlich es sich auswirkte, es war noch nicht der Eintritt in den vollen Sieg, in das ganze Heil. Gott ist kein Gott, der von den Seinen nur negative Werke, Verzicht und Absonderung will. Er hat ein höheres Ziel, er will sie so fest an sich ziehen, sie so in seiner Kraft und Treue ruhen, an seinem Herzen heimisch werden lassen, daß alles eigene Ringen und Mühen dahintenbleibt, daß der Ruhm der Gnade und die freudige Gewißheit und Geborgenheit das Leben füllen und den Wandel sieghaft machen.

An dies Ziel hat der Herr auch Marie Lee gebracht. Daß sie es erreichte, dabei hat wesentlich mitgeholfen eine schöne Gewohnheit, der sich Marie früh verpflichtete, und von der sie nicht mehr gelassen hat. Gott kann mit keinem Menschen weiterkommen, der sein Wort vernachlässigt und verachtet. Ins Wort hineingehen, das heißt der vollen Gnade, dem ganzen Sieg näherkommen. Das Wort ist die Quelle der Kraft. Marie Lee ist eine treue Bibelleserin gewesen. In den Jahren von 1859 bis 1862 ist sie viel gereist, nach Schottland, nach Deutschland, durch Frankreich. Aber ihre *Morgenwache* hat sie immer gehalten. Und sie hat

den Segen gespürt, der aus dem Umgang mit der Schrift fließt:

„Ich fühle, wie meine Liebe zu diesem teuren Wort und mein Glaube daran täglich wachsen, je mehr ich darin forsche und je besser ich es verstehe. Ich glaube, das ist *das beste Mittel zur Heiligung*.“

Marie hat das Frühaufstehen gelernt, damit sie im stillen Gebet und im Umgang mit dem Wort allein mit dem Meister sein konnte. Erst hat sie eine halbe Stunde dafür bereitgestellt, aber damit kam sie auf die Dauer einfach nicht aus. Dann ist es eine volle Stunde in der Frühe des Tages geworden und ein Leben lang geblieben, die der Stille gehörte. Was gibt es für schlechte und verderbliche Gewohnheiten! Aber das hier ist eine gute und heilsame! Sie hat unsagbar viel Segen über Marie Lees Leben gebracht. Und nicht nur über das ihre! Viele andere sind mit dadurch gesegnet worden. Viele, die später mit der Gräfin Waldersee näher zusammenkamen, haben an ihr diese Treue im Halten der *stillen Stunde* gesehen, und sie haben gesagt: Das ist das Geheimnis ihres fruchtbaren Lebens und Dienens.

Wie sollte das ohne Kampf mit der Trägheit des Fleisches und all den Hindernissen und Widrigkeiten, die die Verhältnisse schaffen können, abgegangen sein, daß Marie Lee ihre stille Zeit Gott weihte! Manchmal ist sie traurig gewesen, daß sie es nicht zu der vollen Stunde gebracht hat. Aber Freude lag über ihrem Tagewerk, wenn sie wirklich eine *ganze Stunde* mit dem Meister allein gewesen war.

Nun soll aber keiner denken, Marie Lee wäre der Meinung gewesen: Mit der stillen Stunde in der Morgenfrühe ist Gottes Anspruch abgegolten. Wie hat sie in der Abendstunde in ernster Selbstprüfung ihren Tageslauf unter das Auge Gottes gerückt! Wie suchte sie immer wieder mitten im Kreis der Pflichten und

des alltäglichen Geschehens mit Seufzern des Gebetes und mit der erneuten betenden Vergegenwärtigung des morgens gelesenen Bibeltextes die Nähe Jesu!

Neben der Bibel waren Lebensbilder Maries Freude. Wenn die Männer und Frauen Gottes vor ihr standen mit ihrem Leben der Hingabe, der Liebe, des fruchtbaren Dienens, dann wurde sie oft ganz niedergeschlagen. Dann wünschte sie sich einen größeren Anteil an den Gaben jener Gottesmenschen, dann sehnte sie sich nach mehr Kraft, Vollmacht und Dienst. Dann genügte es ihr nicht mehr, dieses und jenes für den Herrn zu tun, dann begehrte sie, ihm Menschen zuzuführen. Die Sehnsucht erwachte in dieser Zeit, die später immer schöner ihr Wirken durchleuchtete:

„Herr, Du hast den Wunsch in mich gelegt, *Dir zu dienen an Menschenseelen. Hilf mir, daß dieses Sehnen zur Tat werde!*“

Wie verschieden war von der Stille, in der die junge Marie Lee mit ihrem Heiland allein sein wollte, all der Lärm, der draußen in der großen Welt so häßlich und verwirrend tobte! In Amerika, Maries geliebter Heimat, brach der Bürgerkrieg zwischen den Nord- und den Südstaaten aus. Es ging um die Sklavenfrage. Wie gut, daß die Mutter kurz vorher zu ihren Kindern nach Europa gekommen war!

Der Sieg neigte sich auf die Seite derer, die die Sache der Gerechtigkeit verfochten. Am 1. Januar 1863 erklärte der Präsident Abraham Lincoln, daß von diesem Tage an *alle Sklaven* frei seien. Aber noch wurden Millionen dieser Ärmsten in den Südstaaten festgehalten. Daß sie frei waren, erfuhren sie erst, als der Krieg zu Ende war und die Nordstaaten triumphiert hatten.

So merkwürdig geht es in der Welt zu. Da sind Leute freigesprochen, aber sie wissen es noch nicht, und unrechtmäßige Herren beuten sie immer noch aus. Ist das kein zutreffendes Beispiel für das, was im Sühn-

opfer Jesu Christi am Kreuz auf Golgatha geschehen ist? Dort ist jeder Sünder freigesprochen, dort ist die ganze Welt mit Gott versöhnt. Aber es bleiben so viele unter der Herrschaft des grausamen Herrn, des Teufels. Trotz dem allgemeinen Freispruch? Warum? Es gilt, die frohe Tatsache der Befreiung, die Jesus mit seinem sieghaften „Es ist vollbracht!“ über alle Welt hin ausgerufen hat, im *Glauben zu ergreifen*, sie ganz persönlich für sich zu nehmen. Dann wirkt die Kraft des großen Freispruchs von Gogatha sich im Zerbruch der Ketten, die den einzelnen binden, aus. Dann muß der große Sklavenhalter, der Teufel, seine Beute fahren lassen und darf sie trotz all seinen unermüdlichen Versuchen nicht mehr einfangen. Dann geht der Gläubige in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes ein und ist an der stärksten Hand geborgen.

Die ganze Freiheit und Freude der Kinder Gottes, war die eigentlich der jungen Marie Lee schon zuteil geworden? Nein, noch nicht! Das „eigene Ringen“ war noch nicht völlig aufgegangen in dem seligen Wissen: Jesus ist mein! Sein Sieg ist mein! Ich brauche mich nicht mehr abzurackern, ich darf ruhen im herrlichen Sieg meines Heilandes! Heilsgewißheit, die fehlte Marie Lee noch.

Aber sie hat sie erlangt. Auf einem Wege und zu einer Stunde, wie es nicht viele erleben. Gott liebt eben nicht das Schablonenmäßige. Erinnern wir uns noch, daß Maries Eltern aus der presbyterianischen Kirche herkamen? Sie selber war aber nie Glied dieser Kirche geworden. Sie war auch nicht konfirmiert. Sie gehörte eigentlich nirgendshin. Ihr unstetes Reiseleben machte es auch schwierig, sich irgendwo fest anzuschließen. Aber sie ahnte doch, daß der Christ eine Heimat braucht, eine Gemeinschaft, die ihn aufnimmt und birgt. In Paris, wo sie immer wieder längere Zeit weilte, tat es ihr mehr und mehr die *lutherische Kirche* an, die in Pastor *Meyer* einen treuen Seelsorger besaß.

Ihn hörte Marie klar und kraftvoll das freie Heil in Christus bezeugen. Er rief zum Glauben an den Herrn Jesus, zu dem einzigen Weg, auf dem wir Gott recht werden.

Es wuchs bei Marie Lee das Verlangen, ganz zur lutherischen Kirche zu gehören. Aber sie kannte noch eine größere Sehnsucht, und die hieß:

„O wenn ich doch die *Gewißheit hätte, wirklich bekehrt zu sein!* — Oder ist meine *Hoffnung auf die Vergebung der Sünden* eine Selbsttäuschung? — O Herr, wecke mich auf, wenn ich mich einer trügerischen Hoffnung hingebe, und gib mir die *eine gewisse Hoffnung*, die mich trägt!“

Gewißheit haben — das ist die Hauptsorge des jungen Mädchens geworden:

„Ich will jetzt diese *Gewißheit meiner Sündenvergebung zu meinem Hauptgebetsanliegen machen, bis ich die selige Antwort erhalten habe.* Aber bin ich eine Christin? Das ist es, was ich gern *sicher* wissen möchte! Heiland, laß *mich Deine Gnade* schmecken! Ich brauche sie so nötig wie nichts sonst!“

Gnade muß es sein, Gnade ganz allein! Ernst und aufrichtig war all das Geloben der Treue und der Hingabe gewesen, durch das Marie in der Heiligung vorankommen wollte. Aber mit allen Versprechen und Vorsätzen war sie so oft zuschanden geworden. Richtig hilflos wie eine Bettlerin kam sie sich vor. Ihr ganzes Vertrauen wurde die Gnade, das Blut Jesu Christi.

Im März des Jahres 1862 hatte sich Marie Lee durch ein klares Nein vom Welttreiben geschieden. — Einen Monat später kam auch das innere Ringen um die Heilsgewißheit zum Abschluß. Nicht das menschliche Nein der Absage hat das göttliche Ja der Gewißheit herbeigezogen, aber das Nein hat ein Hindernis dafür weggeräumt. Jetzt brach Gottes Ja sich völlig Bahn. Die fleischliche Bindung zur Welt war gelöst, auch das immer noch fleischliche Eifern, das Mühen in eigener

Kraft um die Hingabe, um den Gehorsam, fiel nun hin. Das Leben des *Geistes* begann in und mit Marie Lee.

Es war der Tag ihrer Konfirmation, an dem das göttliche Wunder mit ihr geschah. Konfirmation! Was für eine armselige, in bloßer Gewöhnung volkskirchlicher Tradition wurzelnde Sache kann das sein! Wie selten ist ein junger Mensch, der den Tag seiner Konfirmation wirklich als Weihe an Gott auffaßt! Wie wenige datieren vom Gang zum Altar ihre Gemeinschaft mit Jesus, ihr bewußtes Leben mit und aus Gott! Hier aber geschah das Seltene: am Konfirmationstag endeten für die jetzt 24jährige Marie die Jahre des Zweifels, des Ringens, hier nahm die neue Zeit des Wandeln vor Gott im *Geist* ihren Anfang.

Marie hatte sich der lutherischen Gemeinde in Paris angeschlossen. Am 13. April 1862 wurde sie in ihrer Mitte konfirmiert. Als sie am Altar kniete, da übergab sie bewußt ihr ganzes Leben dem Herrn. Es war die Hingabe eines Menschen, der am eigenen Ringen zerschellt war, an die *Macht der Gnade*, die allein das wahrhaft Neue und Gottgefällige in uns schaffen kann. Das Geschenk wurde ihr zuteil, das in der apostolischen Zeit so oft unter der Handauflegung der Bevollmächtigten Jesu Christi mitgeteilt worden ist: Als Pastor Meyer ihr segnend die Hand auf den Kopf legte, empfing sie den *Heiligen Geist*, und der drückte ihr die Gewißheit ins Herz, daß ihr alle Sünden völlig vergeben seien, daß sie nun in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes stehe. Sie wollte nichts mehr sein. Nun wußte sie es: ER ist mein alles!

Am Karfreitag konnte sie anbeten:

„*Wunderbare Gewißheit!* Alle meine Sünden sind mir vergeben, abgewaschen in seinem Blut!“

Und Ostern jubelte sie:

„Ostern! Jesus lebt! Preis und Ehre sei Dir für die vollbrachte Erlösung! Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus!“

Darauf wollten also alle Wege Gottes mit Marie Lee hinaus: sie sollte hinein in die volle biblische Erlösung. Nun gehörte ihr das ganze Heil. Nun nahm sie die Heiligung noch ernster. Aber sie rackerte sich nicht mehr ab, sie lebte und glaubte sich in die Wahrheit hinein, daß Christus für uns am Kreuz gestorben ist, und daß wir *mit Ihm* gekreuzigt sind und nun in der Kraft seiner Auferstehung uns zu dem Leben der Liebe und der Hingabe anschicken. Fröhlich stellte sie fest: Jetzt brauche ich mich nicht mehr zur Liebe gegen Gott anzustacheln, jetzt darf ich ihn und den Heiland wirklich mit brennendem Herzen lieben, einfach darum, weil Jesu Liebe mich überwunden hat.

So ist es eben bei denen, denen das Geheimnis des *Neuen Bundes* aufgegangen ist. Die stehen nicht mehr mit ihren kümmerlichen Vorsätzen vor dem göttlichen: „Du sollst!“ In denen schafft Gott selber sein Werk: „*Ich will* neue Menschen aus euch machen durch *meinen Geist!*“

Meint jetzt einer: Oho, dann ist wohl Marie Lee mit einem Male über den Berg gewesen? Das war sie nicht. Die Spannung, die mit dem Widereinander zwischen Geist und Fleisch auch im Leben des Gläubigen anhält, hat sie wohl gekannt. Die Lehre vom sündlosen Herzen hat sie nicht geteilt und sie später in den schmerzhaften Auseinandersetzungen, die die deutsche Gemeinschaftsbewegung zerrissen, entschieden abgewiesen. Aber daß der Geist bei den Gläubigen eine große und sieghafte Macht ist, das hat sie gewußt, erfahren und gerühmt. Ihre Gewißheit, dem Herrn zu gehören, hat sie nicht mehr verloren. Es ist ja die Treue Gottes, die unsere Gewißheit und Vollendung verbürgt. Wie kann *die* hinfallen?

Kurzes Erdenglück

Marie Lee war glücklich geworden. Glückselig in ihrem Heiland Jesus Christus und seiner allgenugsamen Gnade. Dazu entdeckte sie ganz neu das große *Glück des Dienens*. Es ist ja biblische Ordnung: Wir sind nicht bekehrt zum erbaulichen Genuß, sondern zum Dienst.

Die junge Dame aus der vornehmen Welt fühlte sich fortan in den Hütten der Armen viel wohler als in der parfümierten Luft der Salons. Marie besuchte und betreute Kranke, Alte, Arme. Sie half mit, daß ein besonderer Evangelist angestellt wurde, der mit dem Evangelium in die Viertel der Armen ging. Daß in die schreiende Unwissenheit des katholischen Paris evangelische Schulen eine kleine Bresche schlagen möchten — für diesen Gedanken erwärmte sie sich eifrig. Aber indem sie sich nach den Möglichkeiten des Dienens umsah, wurde sie keiner von denen, die immer auf große und in die Augen fallende Dinge aus sind. Sie wußte und beherzigte:

„Wie gnädig hat unser Vater die Dinge geordnet, daß wir Ihm dienen, Ihn ehren und verherrlichen können auch in den *kleinsten Handlungen* unsers Lebens! Man braucht *keine große Persönlichkeit* zu sein oder an der Spitze eines großen Werkes zu stehen, um Gott zu verherrlichen. Nein, sogar oft gerade im Gegenteil die, welche in ihrer Stellung die Niedrigsten sind, im Rang und im Vermögen die Unbedeutendsten, verherrlichen Ihn oft am meisten. Das ist ein großer Trost für uns alle, und besonders auch für mich, die ich so gern etwas tun möchte für Ihn und nach großen Dingen ausschau. *Gott selber wird mir das Werk geben, das Er für mich bereitet hat, wenn ich erst selber dafür bereitet sein werde.* Für jetzt gibt Er mir *tägliche Aufgaben* in der Heiligung, die ich nicht gering achten sollte, da sie die allerschwersten für mich sind.“

Menschen waren von Gott auf den Weg der Marie Lee geschickt worden, daß sie als Werkzeuge der Gnade ihr weiterhelfen sollten. Sie liebte diese Boten Gottes,

allen voran den gesegneten Pastor *Meyer* von der Lutherischen Kirche in Paris. Aber sie sollte sich nicht an Menschen hängen. Wieviel unselbständige und verkümmerte Christen hat die elende Menschenhängerei auf dem Gewissen! Damit Marie sich ganz zu ihrem Herrn halte und gesund und kräftig geistlich wachsen könne, hat Gott sie gelegentlich auch Enttäuschungen mit ihrem verehrten Seelsorger erfahren lassen. Sie sagt darüber:

„Gott läßt das zu unserm Besten zu. Wir hielten schließlich zu hoch von unserm Seelsorger und dachten mehr an das Geschöpf als an den Schöpfer und unsern Heiland. Jesus, Du allein kannst Dich nicht und niemals ändern, kannst nie einen Fehler begehen, so daß wir anbetend und bewundernd zu Dir aufblicken können, ohne daß der geringste Schatten von Deiner Seite dazwischentreten könnte, ohne daß wir je auch nur im entferntesten enttäuscht würden, wenn wir Deine unendliche Vollkommenheit betrachten!“

Ja, Marie war glücklich in ihrem Herrn und in seinem Dienst. Aber da war doch auch noch eine andere Sehnsucht in ihrem Herzen, die nach *irdischem Glück*.

War die unerlaubt? Durfte sie nicht auch Ehe-, Familien-, Kinderglück sich wünschen? Verlangen wollte sie es nicht von Gott. Sie wollte warten, was er mit ihr vorhatte, sie wollte gerade mit ihrem stillen Herzenswunsch ganz unter Gottes Führung sich stellen, so daß sie ehrlich sagen konnte:

„Ich fange an zu denken, daß ich meinen Herzenswunsch, glücklich verheiratet zu sein und ein eigenes Heim zu besitzen, aufgeben könnte, wenn es Gottes Wille wäre. Es würde mir ein schweres Opfer sein, und ich hoffe noch, daß Gott es nicht von mir fordern wird.“

Es ist dann eigenartig genug mit ihrer Heirat gegangen. Wie Gott sie führte, das war wirklich nicht der natürlichen Sehnsucht eines jungen Mädchens gemäß. Der Mann, der ihr bestimmt war, hätte ihr Vater sein können.

Im September 1862 brechen die Tagebuchaufzeichnungen der Marie Lee, die uns manchen Einblick in ihre innere Entwicklung gewähren, plötzlich ab. Sie werden erst nach zwei Jahren wiederaufgenommen. Die letzte Eintragung wird bei einem herbstlichen Ferienaufenthalt im englischen Seebad Scarborough gemacht. Es sind Fragen der Selbstprüfung, die sich Marie stellt. Lassen wir einige davon auch zu unserm Gewissen sprechen:

„Bin ich mit dem Gedanken an Gott aufgewacht, und bin ich aufgestanden mit einem Dank für seine unaussprechliche Güte?

Bin ich rechtzeitig aufgestanden, habe ich die Trägheit überwunden?

Habe ich die Zeit ausgekauft, wieviel habe ich davon vergeudet?

Habe ich Gottes Hand erkannt in allem, was ich heute erlebte, in allen Gnadengaben: Gesundheit, frohem Sinn, Nahrung und Kleidung und allen mir erwiesenen Freundlichkeiten?

Habe ich Gottes Hand auch in meinen Betrübnissen gesehen, in den kleinen Prüfungen und Ärgerlichkeiten und Enttäuschungen?

Habe ich die Bibel nicht nur gelesen, sondern auch mein Bibelwort im Gedächtnis behalten? Habe ich meine Zunge und meine Gedanken im Zaum gehalten?

Habe ich Gott über alles geliebt und meinen Nächsten wie mich selbst? Habe ich versucht, Gutes zu tun und besser zu werden?

Habe ich mich selbst zum Opfer begeben, mich selbst verleugnet, bin ich geduldig, freundlich, barmherzig und demütig gewesen?

Hat sich Eitelkeit in mir geregt, habe ich mich selber für besser gehalten als andere?

Jesus, mein Heiland, steht heute wie alle Tage vor mir und fragt mich: Bitte, was ich dir geben soll! — Und ich bitte Ihn in aller Demut und Aufrichtigkeit in seiner Nachfolge und um himmlische Weisheit, Ihm recht nachzufolgen. — *Warum sich um die Zukunft sorgen? Ich will sie Ihm völlig überlassen.*“

Als Marie Lee so schrieb, da war schon der Mann in ihr Leben getreten, der sie zur Ehegefährtin begehrte.

Es war der *Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein*, der ganze 37 Jahre älter war als sie. Unglückliche politische Verhältnisse in seiner Heimat hatten ihn in die Verbannung nach Paris getrieben. Er war Witwer. Mit seinen Kindern war Marie gut befreundet. Ihn schätzte sie sehr, zumal er ihre Glaubensüberzeugung teilte.

Dieser Mann suchte Marie Lees Liebe. Die Umworbene hat aber nicht gleich Ja gesagt. Sie war ja immerhin trotz all ihren großartigen Beziehungen ein Mädchen mit bürgerlichem Namen, und ihr Werber gehörte uraltem Adel an. Sie hat aber schließlich doch eingewilligt, und in seiner großen Liebe brachte der Prinz das Opfer, daß er auf seinen eigentlichen Adelstitel verzichtete und sich fortan nach einem zu seinem Besitz im inzwischen preußisch gewordenen Regierungsbezirk Schleswig gehörenden Dorf „Fürst von Noer“ nannte. Aus Marie Lee wurde so am Tag der Hochzeit, dem 3. November 1864, eine *Fürstin von Noer*.

Jetzt beginnt das Tagebuch wieder zu erzählen. Es wird zu einem Reisetagebuch. Gleich am Abend des Hochzeitstages verläßt das fürstliche Paar Paris und bricht zu einer Reise nach Ägypten und Palästina auf.

Leuchtend sind die Tage, die morgens mit gemeinsamem Gebet begonnen werden. Natur und Kunst bieten den Reisenden zur Betrachtung reiche Schätze. Herrlich sind die drei Monate auf einem Nilboot. Da waltet Marie zum erstenmal als umsichtige Hausfrau. Dann brechen die beiden zur *Wüstenreise nach Kanaan* auf. Sie wollen den Weg nachwandern, auf dem einst Mose das Volk Israel aus Ägypten ins Land der Verheißung führte.

Tagsüber — mit Sonnenhut und Schirm gegen die Hitze geschützt — traben der Fürst und die Fürstin auf ihren geduldigen Kamelen dahin. Nachts lagern sie in Zelten. Eine Woche brauchen sie, um vom Roten Meer nach dem *Sinai* zu gelangen. Nach vierwöchigem Ritt erreicht die Karawane *Beerseba*, wo sich die Wüste

langsam in fruchtbares Land zu wandeln beginnt. Hier werden die meisten Begleiter entlassen; mit Pferden und Eseln und wenig Kamelen geht der Ritt hinein nach *Palästina*. Die Besuche an all den Stätten der heiligen Geschichte sind ergreifende Erlebnisse.

Dem Fürsten macht die Hitze viel zu schaffen. Er hat oft rasende Kopfschmerzen, und das Fieber schüttelt ihn. Bei den Ruinen von *Cäsarea Philippi* erlebt Frau Marie am 21. Juni 1865 einen besonders verhängnisvollen Tag:

„Ein Tag der qualvollen Herzensangst! Mein geliebter Fritz wurde so krank, daß wir beide glaubten, es ginge zu Ende. Meine Verzweiflung, das Gefühl der Einsamkeit und Angst zu beschreiben, die ich bei dem Gedanken empfand, ihn verlieren zu sollen, den ich in den sieben Monaten unserer glücklichen Ehe so innig lieben lernte, ist unmöglich. Ich flehte und schrie zu Gott, unserm himmlischen Vater, uns in Gnaden vor diesem furchtbaren, vernichtenden Schlag zu bewahren.“

Auch die weiteren Tage sind voll Sorgen und Bangen. In *Beirut*, wo man auf den weiten blauen Golf und die ihn umgebenden Hügel schaut, wo still und ernst der schneebedeckte, langgestreckte *Libanon* aufragt, ist der Fürst von Noer am 2. Juli 1865 heimgegangen. Acht kurze, sonnige Monate nur, und Mariens kurzes Erdenglück ist zertrümmert. Todeinsam kehrt sie nach Europa zurück. Bald wird die sterbliche Hülle des Fürsten in die Heimat Schleswig-Holstein nach *Schloß Noer* überführt und in der Familiengruft beigesetzt.

Stille Jahre sind es, in denen die junge Witwe dahinglebt, meist in Paris. Das Tagebuch, in das sie in vielen Jahren Freud und Leid, vor allem aber die Stationen im Kampf des Glaubens und im Leben mit dem Herrn eingetragen hat, schweigt lange Zeit. Erst im Dezember 1871 vernehmen wir wieder seine Stimme. Da spüren wir: Die Fürstin ist in Gott still geworden. Sie ist gereift. Sie kennt die Quellen der Kraft. Sie hält sich an

den Arm, der nie verläßt. Sie will im Glauben weiterkämpfen, bis sie am Ziel ist:

„Ich möchte in der Gnade wachsen und hoffe zu Gott, daß dies kleine Büchlein mir dabei helfen soll. Christus hat sich selbst mir gegeben, und ich habe aufs neue mich Ihm gegeben. *Möchte sein Leben aus meinem Leben leuchten!* Den alten Kampf mit den alten Feinden gilt es von neuem aufzunehmen. *Auf Jesu Arm mich lehnend* bin ich stark, und Er wird mich nicht allein den Kampf ausfechten lassen, um meine — seine Feinde zu überwinden bis zur endgültigen Vollendung. Und nach erreichtem Ziel: wie selig wird sein Willkommen sein in meines Vaters Hause!“

Natürlich ist das tiefe Leid nicht so schnell vernarbt. Marie hat große und unvergeßliche Augenblicke, wo sie erlebt: In Jesus ist volle Genüge für die Seinen. Aber dann packt sie auch wieder das Weh der Erinnerung, und vor der Zukunft steht sie mit der Frage:

Ist Witwenschaft für immer mein Weg und Los?

Ein neues, reiches Leben

Acht Jahre lang hatte Marie Fürstin von Noer das Kreuz ihrer Witwenschaft getragen. Immer mehr hatte sie Ja sagen gelernt zu der schweren Führung Gottes. Sie hatte aus Leid und Einsamkeit einen großen Segen davongetragen: sie hatte sich völlig auf Jesus als auf den unverlierbaren Freund stützen gelernt. Da kam die Zeit, daß Gott ihr die Tür auftat zu einem neuen Erdenglück.

Es war am 24. Oktober 1873, da sah die Fürstin Noer zum erstenmal den *Grafen Alfred Waldersee* im schönen Schwabenland, wo sie auf Schloß Lautenbach, dem Besitz ihres Schwagers, des württembergischen Gesandten in Paris, und ihrer Schwester Josephine, zu Besuch weilte, wie sie es oft und lange tat. Als es ins neue Jahr 1874 hineinging, da vertraute Marie ihrem Tagebuch folgendes Geheimnis an:

„Ich bin in das neue Jahr mit *frohen, lichten, Hoffnungen auf ein glückliches irdisches Heim eingetreten*, das mir die *Liebe meines Alfred* bereiten wird; denn *ihm habe ich die Treue* gelobt. Am 15. Dezember war unsere Verlobung.“

Dies neue Glück war für Marie vor allem Anlaß, sich vertieft Gott zu weihen:

„Und nun will ich *von neuem mich Ihm zum Gehorsam hingeben* für dieses Jahr, das ich so glücklich beginnen durfte. Hilf mir, *geliebter Heiland und Vater*, in meinem himmlischen Beruf voranzukommen, im Kampf gegen Welt, Fleisch und Teufel nie zu erlahmen, vorwärts, aufwärts zu streben, *näher, mein Gott, zu Dir!*“

41 Jahre alt war Graf Alfred *Waldensee*, der Kommandeur des 13. Ulanenregiments in Hannover, als er sich mit der Fürstin Noer verlobte.

Am 14. April 1874 war im schwäbischen Dorfkirchen *Kochendorf* die Trauung. Diesen glücklichen 14. April haben der Graf und die Gräfin immer tief in der Erinnerung des Herzens gehütet. Am 14. eines jeden Monats erfreute der glückliche Gatte seine Frau durch einen Blumenruß. War er auf Reisen, was sein Dienst häufiger mit sich brachte, dann hatten die Hausgenossen liebevolle Anweisung, niemals den 14. ohne das Blumen Geschenk vorübergehen zu lassen.

Der Graf war 42, die Gräfin 37 Jahre alt, als sie ihre Ehe begannen. Beide waren geprägte, gereifte, lebenserfahrene Menschen. Da waren keine massiven Bemühungen, einander zu bilden und zu beeinflussen, am Platze. Da mußte die gegenseitige Beeinflussung, ohne die es ja keine rechte Ehe geben kann, zart und allmählich, mehr unbemerkt und unbeabsichtigt aus dem gemeinsamen Leben herauswachsen, wenn es nicht zu schmerzhaftem Widerstand auf der einen oder andern Seite kommen sollte. Die Aufgabe gelang, sie gelang großartig. Zwei grundverschiedene Menschen wuchsen immer mehr zu der Einheit zusammen, in der

durch Liebe und Demut einer den andern höher achtet denn sich selbst.

Im inneren Leben war die Gräfin ihrem Mann wohl zunächst ein Stück voraus, aber sie durfte erleben, wie auch er immer inniger und gewisser mit seinem Heiland umgehen lernte. Es blieb für sie eine ausgemachte, im Jahre 1875 feierlich erneuerte Sache, daß vor aller Berührung mit den Tagesdingen und den Haushaltspflichten *eine volle Morgenstunde* Gott gehörte.

Im Hause herrschte eine fröhliche, aber immer zuchtvolle Atmosphäre. Eigene Kinder blieben dem Ehepaar Waldersee leider versagt. Um so willkommener waren Gäste, besonders jugendliche aus dem großen Verwandtenkreis. Natürlich kamen auch Besuche — das machte schon die hohe dienstliche Stellung des Grafen unvermeidlich —, denen der christliche Lebensstil des Hauses, vor allem das klare Christuszeugnis der Gräfin, gar nicht lag. Es mußten gelegentlich auch Gesellschaften gegeben werden. Immer hatte die Gräfin eine so feine, gar nicht aufdringliche Art, auf die Menschen einzuwirken. Niedriges und Häßliches konnte sich nicht breitmachen in ihrer Nähe. Wenn unachtsame Gäste den Namen Gottes mißbrauchten, dann fuhr sie erschrocken in die Höhe, und die Leichtfertigen nahmen sich fortan zusammen.

Reicher und bewegter wurde das Leben des gräflichen Paares, als der Graf als Generalquartiermeister in den Generalstab nach *Berlin* versetzt wurde, wo damals noch Generalfeldmarschall von *Moltke*, der große Schweiger, die Zügel in der Hand hielt. So wie die Dienstpflichten des Grafen mannigfaltiger wurden, so gab es auch für die Gräfin ganz neue Wirkungsmöglichkeiten. Sie trat mit dem lebhaftesten Interesse in die Arbeit der *Inneren Mission* ein. Damals stand noch Hofprediger *Stöcker* in voller Wirksamkeit. Ihm ging es darum, an die der Kirche Entfremdeten heranzukommen. Das versuchte er u. a. durch die Gründung und

den Ausbau der *Stadtmission*. Gräfin Waldersee war bald eine warmherzige Freundin dieser Arbeit.

Im November 1882 verursachte die Evangelisations-tätigkeit des Deutschamerikaners von *Schlümbach* eine ziemliche Aufregung in Berlin. Die Gräfin nahm daran lebhaften Anteil. Der Mann kam ja aus ihrer alten Heimat. Aus *Schlümbachs* Arbeit ging mancherlei Frucht hervor. Eins der wichtigsten Ergebnisse war die Gründung des *Christlichen Vereins Junger Männer*, in dem bald der bekannte Forstmeister von *Rothkirch* seine Segensrolle zu spielen begann, und in dessen schon im ersten Vereinsjahr gebildetem Damen-Hilfskomitee Gräfin Waldersee eifrig mitmachte. Die Arbeit an den jungen Männern wuchs ihr besonders ans Herz, und *Rothkirch* wurde ihr guter Freund.

Die *Stadtmission* verdankte der Großherzigkeit der Gräfin den Bau der *Immanuelskapelle* im Norden Berlins. Viele Häuser der *Stadtmission* wurden im Zweiten Weltkrieg zerstört, die *Immanuelskapelle* blieb erhalten. Auch einen *Stadtmissionar* stellte Gräfin Waldersee an und bezahlte ihn aus eigener Tasche. Seine Arbeit trug sie auf betendem Herzen. Ständig versorgte sie ihn mit Diensten und Aufträgen.

Herrlich war die Allianz-Gebetswoche des Jahres 1886 in Berlin. Die größten Säle mußten gemietet werden, und sie konnten die Scharen der Herbeiströmenden nicht fassen. *Schlümbach* war wieder da, Gottesmänner wie *Stöcker*, Graf *Bernstorff*, Graf *Pückler*, Hofprediger *Kögel* machten fröhlich mit. In den Räumen der Gräfin Waldersee, dann aber auch in andern vornehmen Salons hielt *Schlümbach* Versammlungen für Berlins adlige Damen. Er tat das in ungeschminkter Sprache. Sein Lieblingsthema war das *Blut Jesu Christi*, und er ließ die Damen deutlich wissen, daß niemand von ihnen ohne die Reinigungsgnade dieses Blutes für die Ewigkeit gerettet werden könne. Ganz massiv sagte er: „Wo Reinigung notwendig ist, da ist Schmutz vor-

auszusetzen. Sie meinen, das sei ein Wort, das nicht in diese Räume paßt, ich möchte es verschärfen und ‚Dreck‘ statt seiner sagen.“ Dann erzählte er von seiner Missionsarbeit im Osten Berlins, wie dort ganz verkommene Menschen durch das Blut Jesu rein würden. Die adligen Damen wurden mit diesen Leuten glattweg auf eine Stufe gestellt: „Und Sie, meine Damen, — wie Sie hier sitzen auf den seidenen Lehnstühlen, in Gottes Augen ist jede von Ihnen beschmutzt bis in das tiefste Innere ihres Wesens. Sie bedürfen des Blutes Jesu zur Reinigung gerade so wie die armen Leute dort draußen im Osten oder im Norden der Stadt, sonst gehen sie ebensogut verloren wie die, wenn Sie nicht gereinigt werden im Blut des Lammes.“ Natürlich stieß solches völlig unsalonmäßige Deutsch viele in ihrem „ästhetischen Empfinden“ ab, es wurden aber auch manche gründlich ins Gewissen getroffen.

Ehe Schlümbach Deutschland verließ, besprach er noch auf einer freien Konferenz im Mai 1887 mit entschieden christlichen Männern die Sache der Evangelisation und Gemeinschaftspflege. Man hat diese Zusammenkunft den Ausgangspunkt der gesegneten *Gnadauer* Gemeinschaftsarbeit genannt. Da Gräfin Waldersee und ihr Mann zwar weniger ihre aktive Mitarbeit, aber ihre ganze betende und für den Fortgang des Reiches Gottes in Deutschland brennende Liebe den neuen Bestrebungen entgegenbrachten, kann man sagen, daß bei den Ursprüngen der Gnadauer Gemeinschaftsbewegung das fröhliche Interesse des Gräflin Walderseeschen Paares dabeigewesen ist.

Die Gunst des neuen, im Jahre 1888 auf den Thron erhobenen Kaisers Wilhelm II. berief den Grafen Waldersee auf den durch Moltkes Abgang freigewordenen Posten des Chefs des Generalstabs. Aber zu welchen Würden sie auch aufstiegen, der Graf und die Gräfin blieben weiterhin der Sache Jesu Christi in Berlin und darüber hinaus mit wacher Anteilnahme

und tätiger Liebe verpflichtet. Ein wichtiger Tag war der 20. November 1889, wo das schöne neue Haus des *Christlichen Vereins Junger Männer* in der *Wilhelmstraße 34* im Beisein der Kaiserin eingeweiht wurde. Wie froh war die Gräfin, daß ihre Jungen nun solch feines Heim hatten! Bitterböse schimpften die freigeistigen Intelligenzler der Reichshauptstadt, deren Wut folgender Erguß der Schreiberlinge der Berliner Volkszeitung zeigt:

„Ist denn Berlin, die Stadt der Intelligenz, ein Nest von Muckern und Frömmeln geworden? So muß man sich im Angesicht des stattlichen Hauses fragen, das auf dem Grundstück Wilhelmstraße 34 für den Christlichen Verein Junger Männer errichtet worden ist. Jedermann kennt den Geist, der diesen von Betbrüdern geleiteten Verein durchweht, und doch war es möglich, für solche Vereinigung ein eigenes Haus zu gründen, auf dessen Giebel das weithin sichtbare Firmenschild des Vereins angebracht ist. Ein Verein, in welchem die Gemüter verdunkelt und starrer Buchstabenglaube und Intoleranz gelehrt werden, kann sich in Berlin ein eigenes Prachtgebäude errichten. Wahrlich auch ein Zeichen der Zeit!“

Das CVJM-Haus hat eine lange Segensgeschichte erlebt, die erst ihr Ende fand, als das Grauen des Bombenkrieges auch die Wilhelmstraße in Schutt und Asche legte.

1891 verließ Graf Waldersee seinen Berliner Posten als Generalstabschef. Viele mochten sich darüber freuen, denen es ein Dorn im Auge gewesen war, daß ein Mann in einer derartig hohen Stellung sich zu den Pietisten hielt. Der Graf ging als Kommandierender General des 9. Armeekorps nach *Altona*.

Die letzten Stationen

Enger wurde der Kreis des Lebens und Wirkens für die Gräfin in *Altona*. Sie dachte oft wehmütig zurück

an die reichen und gesegneten Jahre in Berlin. Ihre Mutter aber, die alte Frau *Lee*, die schon lange bei ihrer Tochter Marie ihr Zuhause gefunden hatte, war mit dem Wechsel sehr einverstanden. Die alte Dame hatte nun viel mehr Ruhe. Die Sonne und die Blumen waren ihr in Altona viel näher als in dem düsteren Berliner Dienstgebäude. Vor allem aber war es die nahe Seeluft, die es Mrs. Lee angetan hatte. Nun konnte sie ihre Gedanken und Erinnerungen über das große Wasser in die alte Heimat Amerika schicken. Der Mutter Freude tröstete auch die Tochter.

Arbeit bekam die Gräfin mit der Zeit doch wieder reichlich. Dem von Johann Hinrich Wichern gegründeten *Rauhen Haus* schenkte sie ihre Freundschaft. Die Hamburger *Stadtmission* konnte jederzeit mit ihrer Hilfsbereitschaft rechnen. Ihren Jungen vom *Christlichen Verein Junger Männer* gehörte natürlich ihr Herz genau wie in Berlin. Sie verfolgte mit regem Interesse das Wirken des *Schleswig-Holsteinischen Gemeinschaftsvereins*. Von ihrer ersten kurzen Ehe mit dem Fürsten von Noer her war ihr Holstein ja schon ein wenig vertraut. Nun aber erst gewann sie im Lande volles Heimatrecht, und es lag ihr sehr am Herzen, daß das Evangelium im kirchenarmen und geistlich so toten Schleswig-Holstein durch die Tätigkeit des Gemeinschaftsvereins sich ausbreitete. Einen der Sendboten des Vereins unterhielt sie ganz aus ihren Mitteln.

Nach sieben Jahren führte der Weg des gräflichen Paares noch einmal nach Hannover, wo Alfred von Waldersee zum General-Inspektor der 3. Armee-Inspektion ernannt worden war. Am Rande der *Eilenriede*, eines damals noch großen und schönen Waldgebietes, fern vom städtischen Betrieb, lag die Wohnung. Das Haus öffnete sich für allerlei verheißungsvolle Reichgottesarbeit. Unten im Erdgeschoß siedelte sich eine *Strickschule* mit bald 40 Kindern an. Während die Schar mit der von der Gräfin gespendeten Wolle

fröhlich strickte, las diese den Kindern Geschichten vor, sang mit ihnen und erzählte ihnen vom Heiland.

Diese Arbeit hatte gerade so schön begonnen, da traf ein großer Schmerz das Haus. Am 30. März 1899 ging die Mutter, Mrs. Lee, im hohen Alter von 96 Jahren heim. Ihre letzten Worte, die sie immer wiederholte: „Haltet mich nicht auf, laßt mich, laßt mich heimgehen!“, zeigen, daß die alte Pilgerin durch die Gnade ihres geliebten Heilandes bereit war zum letzten Weg. Sicher mußte man bei einer so betagten Frau immer mit dem Sterben rechnen, aber als nun der Tod kam und die Zeit des Beieinanders von 25 Jahren, in der die Mutter immer im Heim ihrer Marie gewohnt hatte, abschloß, da war das Weh sehr tief. Das Sterbezimmer der Mutter blieb noch lange unangetastet, und die Gräfin betrat es nur wie ein stilles Heiligtum zur Andacht.

In den Tagen vom 28. August bis zum 2. September 1899 finden wir die Gräfin mit ihrer Schwester Josephine, deren Mann, der württembergische Diplomat Baron von Wächter, schon länger heimgegangen war, zum erstenmal auf der *Blankenburger Allianzkonferenz*. Die beiden Schwestern, die in Paris, Stuttgart und auf dem schwäbischen Gut Lautenbach in all den Jahren viel zusammengewesen waren, schlossen sich immer noch inniger aneinander an und waren auch im Geistlichen ganz eins. In Blankenburg ist die Gräfin tief gesegnet worden. Etwas Neues tritt von nun ab beherrschend in ihrem Glaubensleben hervor: das *Ausschauen nach dem „wiederkommenden König“*. Davon war in den Blankenburger Tagen viel die Rede. Aber es war das tätige Warten, zu dem man die Gläubigen rief, das Warten, das sich im Wirken als echt erweist. Dem kommenden König sollte die Beute eingesammelt werden. Die Gräfin hat sich auch neu zur Weihe und zum Dienst rufen lassen.

Aus der *Strickschule* wuchs ein *Jungmädchenverein*

hervor. In der *Allianz-Gebetswoche*, deren treibende Kraft in Hannover der Graf Korff war, machten Graf und Gräfin Waldersee wacker mit. Daß der *Christliche Verein Junger Männer* nicht zu kurz kam, braucht bei der bekannten Anhänglichkeit der Gräfin an ihre Jungen nicht besonders betont zu werden. Im *Deutschen Frauen-Missions-Gebetsbund*, der im Jahre 1900 begründet wurde, war Marie von Waldersee eins der ersten Mitglieder. Wir sehen, weit ist der Kreis der Reichgottesarbeit, dem die Liebe und tätige Teilnahme der Gräfin gehörten.

Am 27. April feierte Graf Waldersee sein 50jähriges Dienstjubiläum, und wenig später wurde er zum *Feldmarschall* ernannt. Als solcher ist er noch auf die Bühne des großen Weltgeschehens getreten. In China war der *Boxeraufstand* ausgebrochen, den fanatischer Fremdenhaß angezettelt hatte. Missionare waren ermordet worden, der deutsche Gesandte in *Peking* war einem Attentat zum Opfer gefallen. Eine grausige Christenverfolgung suchte das Reich der Mitte heim. Die europäischen Mächte, die alle in gleicher Weise ihre in China lebenden Bürger, ihr Eigentum, ihre politischen und wirtschaftlichen Interessen bedroht sahen, schickten zur Niederwerfung des Aufstandes Truppen nach dort. Zum Oberbefehlshaber dieses bunten Soldatengemischs wurde kein anderer als *Graf Waldersee* ernannt.

Das war eine große und anstrengende Aufgabe. Waldersee löste sie mit Geschick. Im kaiserlichen Palast in Peking, aus dem die Empörer verjagt worden waren, schlug er sein Hauptquartier auf. Am 17. April 1901 geriet er dort in große Lebensgefahr. Ein Feuer brach aus, in dem einer der Mitarbeiter des Grafen greulich umkam, und aus dem er selber nur mühsam durch ein Fenster gerettet werden konnte. Durch die Tür gab es keine Möglichkeit zur Flucht mehr, aber einige tapfere Offiziere ließen ihren Oberbefehlshaber nicht im Stich.

Ende Mai konnte das Oberkommando in China schon

aufgelöst werden. Was noch zu regeln war, besorgte die Diplomatie. Am 6. August 1901 feierten Graf und Gräfin ein fröhliches Wiedersehen.

1903 unternimmt die Gräfin mit ihrer Schwester Josephine eine Fahrt nach Amerika. Dort ist der Bruder David schwer erkrankt. Die Schwestern finden ihn bei ihrer Ankunft nicht mehr lebend vor. Auch sonst reißt der Tod in den engeren und weiteren Verwandten- und Bekanntenkreis seine Lücken. Am 24. Januar 1904 geht der Vetter des Grafen, Oberstleutnant von *Knobelsdorff*, der gesegnete Gründer der Blaukreuzarbeit, heim. Dann ist der schwere Tag nicht mehr fern, der das gräfliche Paar nach so schönen Jahrzehnten glücklicher Ehe auseinanderreißt. Eine Lähmung des Darmmuskels führt zu des Grafen Tod am 5. März 1904. Wie tröstet es die einsam gewordene Frau, daß sie als kostbares Andenken an die letzten Stunden im Sterbezimmer die Worte ihres Mannes hüten darf: „Mein Herr Jesu! Wie's kommt, so ist es gut! — Ich glaube! — Ich gehöre Dir. Dir befehle ich meinen Geist.“ Und die allerletzten Worte galten ihr, der geliebten Frau, ganz persönlich: „Stille sein! Wiedersehn! Amen!“

Tief war das Weh. Im Schmerz hatte die Gräfin eine Sorge, die sie einer treuen Hausgenossin gegenüber aussprach: „*Bitten Sie den Herrn, daß ich Ihn nicht durch meinen Schmerz verunehre!*“ Der Herr hat sie wunderbar gestärkt. Es kam vor, daß ein Pastor, der seine Teilnahme ausdrücken wollte, bewegt wegging und sagte: „Ich kam, um sie zu trösten, aber was für eine Geistesmacht ist in dieser Frau, ich gehe erhoben von ihr.“

Eine stille Ruhestätte fand der Graf auf einer seiner holsteinischen Besitzungen, in Stoess. Die Gräfin hat in den Tagen nach der Beerdigung noch oft an seinem Grabe geweiht. Als sie zum letztenmal vor ihrer Abreise dort war, sprach sie tiefbewegt: „*Herr, ich danke Dir für alles!*“ Und damit tat sie das, wozu der tod-

krankte Mann am Vorabend seines Heimgangs sie aufgefordert hatte: „Vergiß nur nie das Danken!“ Weiter hielt die Gräfin stille Zwiesprache mit Gott am Grabe ihres Mannes: „Nun hast Du das letzte irdische Band abgeschnitten! *Jetzt nur noch für Dich!*“

Dann kehrte sie in ihr Heim in Hannover zurück, und dort wurde sie immer mehr das, was in einem Nachruf über den Grafen von ihr zu lesen stand: „*Unseres Herrgotts Schatzmeisterin.*“ Die Jungmädchenarbeit ging weiter und wuchs. Die Strickschule blühte. Mütter der Strickschulkinder schlossen sich zur *Mütterstunde* zusammen. Graf Korff richtete eine *Allianzstunde* ein. Das Jahr 1905 wurde ein recht bewegtes in der neueren Reichsgeschichte. Die große Erweckung in *Wales* war in aller Munde, und auch die Gräfin freute sich riesig über die großen Gottestaten, die dort geschahen. Im Zug dieser Erweckung ging überall — auch in Deutschland — ein Sehnen nach mehr Geist und Kraft durch die Reihen der Gläubigen. Diese Sehnsucht wurde hin und her herrlich erfüllt; auch durch die deutschen Lande zog neues Geisteswehen, und die Gräfin wurde mitgesegnet. Als aber später auch schwärmerische Züge sich an die Bewegung hingen, als viele mit der Lehre vom *reinen Herzen* die biblische Linie, die die Spannung zwischen Geist und Fleisch in dieser Zeit nicht aufhebt, verließen, hat Gräfin Waldersee nicht mitgemacht.

Die in der Hochflut geistlicher Erwartung abgehaltene *Blankenburger Konferenz* von 1905 hat die Gräfin miterlebt. Dort war Gottes Geist mächtig. In der Schlußversammlung stand beim Gesang des „Kronungsliedes“ der Prinz *Bernadotte von Schweden* auf und erhob die Schwurhand, und so machten es alle, die sich aufs neue der Nachfolge und dem Dienst des höchsten Königs weihen wollten.

Auch die gesegneten Konferenzen von *Wandsbek* unter der Leitung des bekannten Pastors *Dolman* hat

die Gräfin einige Male besucht. Als es dann in Hannover zur Einrichtung der dortigen *Gemeinschaftskonferenzen* kam, reiste sie nicht mehr so viel zu auswärtigen Konferenzen. Es war jetzt auch in Hannover der Tisch immer reich gedeckt. Die Konferenzredner waren Gäste im Hause Waldersee. Viele bekannte Namen aus der Geschichte der neueren Gemeinschaftsbewegung finden sich in den Gästebüchern der Gräfin: Pastor Modersohn, Leopold Wittekindt, Ernst Lohmann, Krawielitzki, Elias Schrenk, Dr. Bädeker, Evangelist Vetter, Paul Le Seur, Samuel Keller und manche andere. Besonders willkommen war immer der treue Freund aus der Berliner Zeit, Forstmeister von *Rothkirch*. Für mannigfachen Verwandtenbesuch stand das Haus natürlich auch immer weit offen. Die Kleinsten aus der Verwandtschaft waren vor allem zu den Festen herzlich willkommen.

1907 feierte ein großer Verwandtenkreis den 70. Geburtstag der Gräfin im württembergischen Schloß Lautenbach. Man tat ihr viel Liebe an. Höhepunkt des Festes waren lebende Bilder mit dazwischengestreuten Versen. Da wurde vor ihr Auge hingezaubert, was sie in Amerika, Frankreich, Deutschland erlebt hatte. Alle diese Länder stritten um den Besitz ihres Herzens, auch das kleine Württemberg erhob werbend seine Stimme. Ja, wo gehörte sie nun eigentlich hin, die Gräfin Waldersee, in deren Leben so viele Stätten und Menschen in allerlei Ländern Einfluß und Bedeutung gewonnen hatten? Die Aufführung entschied sich für *Deutschland*. In der Tat, diesem Land gehörte der größte Anteil ihrer Liebe.

Wieder gingen alte Freunde heim, 1909 Stöcker, 1911 Rothkirch. Den strahlenden *Rothkirch*, den Freund der jungen Männer, hatte sie besonders liebgehabt. Er war viel jünger als sie, und doch rief ihn sein Herr aus reicher und gesegneter Arbeit ab. Solch Erleben mahnte die Gräfin, daß auch ihre Tage sich neigten

und sie sich zur großen Heimfahrt rüsten müsse. Darum ließ sie, die mit ihrem innersten Erleben nie an die Öffentlichkeit wollte, sich von ihrer Freundin Baronin Ada von *Krusenstjerna* bereden, in deren Blatt ein Selbstzeugnis von den wunderbaren Führungen des Herrn in ihrem Leben abzulegen. Darin rühmte sie noch einmal besonders den Segen, den ihr die *Morgenswache* gebracht hatte. Der Schluß lautete:

„Jetzt an meinem Lebensabend bleibt mir nur ein Lobpreis seiner Gnade und Treue, die ich während eines langen Lebens Tag für Tag erfahren durfte. Ja, *Gott ist getreu!* Sehrend schaue ich dem Tag entgegen, da ich meinen Herrn schauen werde von Angesicht zu Angesicht.“

Sehr innig war das Verhältnis der Gräfin zu Marie *Wiehe*, ihrer Sekretärin und Mitarbeiterin in der Reichgottesarbeit, die in ihrem Haus eine Heimat gefunden hatte. Wie eine Tochter liebte sie die Getreue. 1912 erkrankte Marie Wiehe schlimm, aber Gott erhörte das Flehen der Gräfin und erhielt ihr den Menschen, dessen Anhänglichkeit ihr Ersatz geworden war für fehlende Kindesliebe. Diese neu erfahrene Liebestat ihres Gottes trieb sie in eine noch zartere Liebe zu allen hinein, mit denen sie umging.

Der innere Mensch reifte aus, am äußeren zerrten zunehmend die Beschwerden des Alters. Wie schmerzte es die Gräfin, wenn sie z. B. nicht mehr ihre beiden gelähmten alten Damen besuchen konnte, zu denen sie jahrelang in rührender Treue sonntags nach dem Gottesdienst gegangen war! Am Pfingstsonntag des Jahres 1913 überfiel sie der erste schwere Schwindelanfall. Aber sie konnte dann doch noch zur Feier des 80. Geburtstages ihrer Schwester, der Freifrau von Wächter, nach Lautenbach reisen. Auch im Spätsommer verbrachte sie noch einmal wehmütig schöne Wochen dort. Es sollten die letzten sein.

Als die Gräfin im Herbst nach Hannover zurückkehrte, legte sie alle Ämter, die sie hin und her in der

Reichgottesarbeit und den christlichen Liebeswerken gehabt hatte, nieder. Nur noch den Arbeiten in ihrem Hause gehörte ihre letzte verlöschende Kraft.

Die Frühjahrsmonate des Jahres 1914 sahen die Gräfin auf verschiedenen Reisen. Am 26. Juni waren ihre Koffer gepackt, es sollte noch einmal in die geliebten Schweizer Berge gehen. Da stolperte sie über einen zusammengerollten Teppich und stürzte so unglücklich, daß ihr ganzer Körper erschüttert wurde. Eine Rippenfellentzündung und eine Entzündung der rechten Lunge stellten sich in den nächsten Tagen ein. Es ging nun unaufhaltsam dem Ende zu.

In ihren Fieberphantasien war die Gräfin noch rührend um die verschiedenen Zweige der Reichgottesarbeit besorgt. So hielt sie eine Rede an die Damen des Hilfskomitees für die CVJM-Arbeit, in der sie die Wichtigkeit der Arbeit an den jungen Männern einschärfte: „Meine Damen — es ist so wichtig — daß die Vereinsarbeit unter den jungen Männern — weiter gehe unter dem Segen Gottes, daß — die jungen Männer es alle persönlich erfahren — und wissen, daß der Herr Jesus — — — aller Glaube, der nicht auferbaut ist auf das Kreuz Christi, ist nichts, — Jesus, der sich selbst geheiligt hat, für uns! — Wer überwindet, der soll es alles ererben!“

Ein anderes Mal war sie in einem Gespräch mit dem Bürgermeister begriffen, den sie zu überzeugen versuchte: „*Lieber Arbeiterwohnungen als Denkmäler!*“ Ihrem eigenen Gatten sollte nämlich ein Denkmal errichtet werden, und in der letzten Zeit hatte sie sich für die Entwürfe noch sehr interessiert.

Ihre treuen Pflegerinnen mußten ihre Lieblingslieder von der Herrlichkeit singen. Dann lauschte die Gräfin aufmerksam, ihr Angesicht strahlte, und sie sagte: „Schön, schön!“ Wie liebte sie besonders das Lied: „Laßt mich gehen, laßt mich gehen, daß ich Jesum möge sehen!“

Mancherlei Worte und abgerissene Sätze haben die Pflegerinnen sich gemerkt: „Weißt du, mir ist, als ob *mein ganzes Herz voll wäre, voll von Jesus!*“ — „Jetzt geht es bald heim! Ach ja, heim, ach wie schön, wunderbar, ja wunderbar, — wunderbare Wege meines Gottes!“ Gelegentlich flammte auch noch die Hoffnung auf das Gesundwerden auf, schnell aber war der Geist der Gräfin wieder dem Heiland und der Ewigkeit zugekehrt. Einmal griff sie auch das Wort auf, das ihr sterbender Gatte ihr hinterlassen hatte: „*Danken, danken — vergiß nur nie zu danken!*“

Am Abend des 3. Juli hob sie die Hände in die Höhe und sagte leuchtenden Auges: „*Die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über mir! — Es ist Gnade, — alles, alles Gnade! — Überwunden durch des Lammes Blut, — überwunden!*“

In der Nacht darauf hatte die Gräfin große Schmerzen. Aber auf die Frage, ob sie sehr leide, lautete ihre Antwort in der Sprache ihres Heimatlandes Amerika: „*Peace, perfect peace!*“ (Friede, völliger Friede!) Am nächsten Morgen konnte sie nicht mehr sprechen, die Fieberhitze verbrannte ihr fast die Zunge. Ein wenig Eis vorn im Mund erleichterte ihr die letzten Qualen. Immer wenn man den Namen *Jesus* aussprach, zog ein seliges Leuchten über ihr Gesicht. Dann, am Sonnabend, dem 4. Juli 1914, gegen fünf Uhr nachmittags, brauchte ihr niemand mehr auf Erden den Namen *Jesus* zuzurufen. Dann war sie heimgegangen dorthin, wo sie *Jesus* selber schauen und seinen Namen mit neuer Zunge rühmen konnte.

Wenige Wochen nach dem Heimgang der Gräfin brach der Erste Weltkrieg aus. War es nicht, als ob an ihr das Gotteswort wahr werden sollte: „*Die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück, und die richtig vor sich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern!*“ (Jes. 57, 1 und 2)?

Tante Hanna

Die „fiene“ Hanna

Die Jüngerin Jesu, deren Lebensbild als zweites in unserem Büchlein folgt, ist eine ganz schlichte Frau gewesen, in Prägung und Führung sehr verschieden von der vornehmen Gräfin Waldersee. Aber da, wo Menschen Jesus liebhaben und von ihm gebraucht werden, geht es immer interessant zu. Tante Hanna hat in der Tat „ihren Jesus“ liebgehabt und hat bei Ihm so herrlich das Lieben und Dienen gelernt, daß von ihrem Leben auch heute noch viel Freude und Ermunterung ausgeht. Solch ein Leben zu betrachten, tut gerade heute not, wo man oft den Eindruck hat, daß es mit der Lust am Lieben und Dienen in der Christenheit nicht mehr weit her ist.

Das Wuppertal ist Tante Hannas Heimatboden gewesen. In Elberfeld und Barmen und all ihren Vor- und Zuorten hat es immer viel Gläubige, darunter manches knorrige Original gegeben.

Im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts, in der Zeit, in die Tante Hannas geistliches Werden und die ersten Jahre ihres frohen Dienstes fallen, da war wieder einmal Leben und Frühlingswehen im Wuppertal. Besonders die *lutherische* Gemeinde in *Elberfeld* war die Stätte, wo Gott große Segnungen schenkte, vor allem durch das geistesmächtige Zeugnis des Pastors *Sander*.

Johanne Wilhelmine Kessler heißt der Mädchenname der später von allen „Tante Hanna“ gerufenen wackeren Jüngerin Jesu. Sie wurde am 28. September 1825 geboren. Die Verhältnisse des Elternhauses waren ärmlich. Der Vater war Arbeiter und hatte Mühe und Not, die Familie durchzubringen. Daheim galt es zu lernen, genügsam zu sein, eine Kunst, die Tante Hanna ihr

Leben lang beherrscht hat. Wenn auch die Eltern wohl keine bewußte Entscheidung für Jesus getroffen hatten, sie waren auf jeden Fall liebe und gottesfürchtige Leute, die sogar nie vergaßen, von ihren spärlichen Einnahmen etwas in eine Sammelbüchse für die Reichgottesarbeit zu legen.

1834 starb der Vater schon. Wo sollte nun für die Mutter und ihre vier Kinder das Brot herkommen? Da blieb unserer Hanna nichts anderes übrig, als schon mit zwölf Jahren die Schule zu verlassen und in einer Seidenfabrik Geld zu verdienen. Solche uns heute schreckliche Kinderarbeit war damals nichts Seltenes. Zum Konfirmandenunterricht beim lieben Pastor Sander ging Hanna auch als Fabrikarbeiterin mit großer Begier, der treue Mann ist später das Werkzeug zu ihrer Bekehrung gewesen. Zunächst allerdings machte Hanna nach ihrer Konfirmation lustig das Welttreiben ihrer Altersgenossen mit. Weil sie so fröhlich ausgelassen war und so hinreißend singen konnte, war sie überall beliebt. Doch ist sie nicht in böse Sünden hineingeglitten.

Vier Jahre nach der Konfirmation gab es dann die klare Wendung zu Jesus in ihrem Leben. Hannas Genossen schalten sie, daß sie eine Muckerin geworden sei. In Wirklichkeit ist Hanna viel fröhlicher geworden, und gesungen hat sie noch viel schallender, aber jetzt die Lieder von ihrem Heiland! Der Mutter kam manchmal richtig die Angst, daß die Leute auf der Straße stehenbleiben und sich an den frommen Liedern ärgern würden. Aber Hanna fragte dann verwundert: „Ja, Mutter, ist es denn nicht gut, wenn die Leute die schönen Jesuslieder zu hören kriegen?!“

Tante Hanna hat später gerade den Fabrikmädchen ihre Liebe und Fürsorge zugewandt. Die waren ihr mit den besonderen Gefahren und Versuchungen ihres Lebenskreises ans Herz gewachsen, weil sie ja selber ihr Los in der Jugend hatte teilen müssen. Da gab es

schäbige Kerle genug, die solch einem Mädchen nachstellten. Wer es bei Hanna versuchte, der kam schlecht an! Einmal hat so ein nichtsnutziger Meister sie unbenutzt von hinten in die Arme nehmen wollen. Der hat aber eine schallende Ohrfeige weggehakt! Wenn es um ihre Reinheit ging, kannte sie keinen Spaß. Übrigens scheint der Meister die deutliche Abfuhr der Hanna nicht einmal übelgenommen zu haben. Das energische Mädchen hat ihm irgendwie imponiert, er war später immer darauf aus, ihr gute Arbeit und reichlichen Verdienst zuzuwenden. Hanna hatte aber auch ernsthaft den Herrn angefleht: „Laß jetzt den Mann doch keinen Groll gegen mich kriegen und mich auf die Straße setzen! Du weißt doch, ich muß der Mutter verdienen und die Geschwister ernähren helfen.“ Ja, Hanna hat früh und einfältig gelernt, mit ihrem Heiland zu reden und zu rechnen.

Ein anderes Mal hatten frühere Kumpane ihres Weltlebens, die über die „fien“ gewordene Hanna von Herzen erbost waren, ihr eine kräftige „Abreibung“ mit Knüppeln zudedacht. Es zeigte sich aber da schon etwas von der Macht an Hanna, mit der sie später immer wieder ihr übelwollende Leute einfach entwaffnet hat. Sie entdeckt die „Knöppels op dem Rücken der Jonges“. (Hanna hat ein Leben lang am liebsten in der Mundart ihrer bergischen Heimat gedacht und gesprochen.) Sie fleht zum Herrn: „Laß die Jungen merken, wie gut ich's bei Dir habe!“ Sie hat die drei freundlich harmlos begrüßt, und die haben tatsächlich auch widerwillig „Guten Abend, Hanna!“ geknurrte. Sie hat ihnen sogar die Hand hingestreckt, und den „Jonges“ blieb nichts anderes übrig, als auf dem Rücken die Knüppel von der rechten Hand in die linke wandern zu lassen und Hannas Begrüßung anzunehmen. Sie hat ihnen dann unumwunden frei erzählt, wie gut sie's beim Heiland habe, und sie eingeladen, doch auch zu ihm, dem wahren Freudenmeister, zu kommen. Die

Burschen haben zugehört, sind bis vor Hannas Haustür mitgetrottet, haben beim Gutenachtsagen noch einmal die Knüppel auf dem Rücken von einer Hand in die andere geschoben und sind davongeschlichen. Hinterher ist sie dann die Wut angekommen, daß sie sich von dem Weibsbild so haben einschüchtern lassen, sie haben vor Hannas Wohnung getobt und gegrölt, auch ein paar Steine gegen das Fenster geworfen. Dann sind sie ins Wirtshaus gegangen und haben sich vor immer neu gefüllten Bierkrügen gegenseitig heftig der Feigheit beschuldigt. Schließlich ist es sogar zu einer blutigen Messerstecherei gekommen. Einer hat dabei dran glauben müssen. An sein Sterbelager hat man noch rasch die Hanna geholt, die war ganz erschüttert, aber sie hat dem Sterbenden, der wegen seiner Sünden jammerte, die Gnade Jesu bezeugt, und er ist wirklich mit der Schächergnade in die Ewigkeit gegangen.

Das war nichts für die tätige und mutige Natur der Hanna: sich bloß erbaulich am Heiland freuen. Sie wollte auch etwas für Ihn tun. Sie wollte Ihm dienen. Nach der Fabrikarbeit ging sie zu Kranken. Dabei hat sie gewiß ein Zeugnis für ihren Herrn nicht verschwiegen, aber sie hatte nicht nur den oft so billigen Trost der Worte. Sie hat auch den Kranken die Kissen zurechtgeschüttelt, hat das Zimmer gekehrt und die Wäsche gewaschen. Darum hatte ihr Wort auch ein ganz anderes Gewicht.

Sonntagsschularbeit stand im Wuppertal immer hoch im Kurs, bis heute. Hanna Keßler ist eine der ersten gewesen, die damit angefangen haben. In einem Zimmer am Arrenberg, dem Elberfelder Stadtteil, wo sie wohnte, hat sie zunächst ihre Kinderschar gesammelt. Sie konnte herrlich erzählen, und die Kleinen waren ganz Ohr.

Schlicht fing Hannas Mitarbeit im Reiche Gottes an. Aber was ist im Laufe der Jahre für ein Baum daraus geworden! Später wohnte Hanna in der Riemenstraße,

und dort ist sie die Mutter eines Jungfrauenvereins geworden, hat einen Jünglingsverein betreuen helfen (damals waren diese heute altmodisch gewordenen Benennungen noch unanstößig für die Ohren der jungen Leute!), hat ihre Stuben für Gemeinschafts- und Gebetsstunden geöffnet.

Als die furchtbare Zeit einer Pocken- und Choleraepidemie das Wuppertal heimsuchte, da ist Hanna unermüdlich auf dem Posten gewesen. Wo Männer feige wurden und flohen vor so viel Jammer und Ekel, da ist Tante Hanna mannhaft in die elendsten und grauigsten Krankenzimmer und Kellerlöcher gegangen. Sie selber blieb wunderbar von den Seuchen verschont. Wie hätte das auch werden sollen, wenn die treue Pflegerin sich selber hätte hinlegen müssen?

Fröhlich war Hanna von Natur aus, noch fröhlicher war sie geworden, seitdem sie ein Gotteskind war. Gott wird wohl gewußt haben, warum er diesem sonnigen Menschenkind auch eine schwere Last auflegte. Wir müssen ja demütig werden und durch viel Trübsal ins Reich Gottes eingehen. Die im Jahre 1853 mit Wilhelm *Faust* geschlossene Ehe wurde für Hanna die hohe Schule, in der sie klein gehalten wurde; denn dieser Ehestand wurde in vielem zu einem Wehestand. Wilhelm Faust war ein gutmütiger, aber haltloser Geselle. Der Alkohol hatte ihn in den Klauen. Warum hat die Hanna ihn geheiratet? Wenige Tage, bevor der frühere Schulkamerad um ihre Hand anhielt, hatte sie im Traum einen Menschen am Abgrund stehen sehen, der sich nicht mehr zu helfen wußte, und dem sie die Hand zur Rettung hinstreckte. Da meinte sie: Gott bindet mich an den Wilhelm, daß ich ihm zum Halt werde und zur Rettung helfen soll.

Wer will an dem Ja herumkritisieren, mit dem Hanna ihr Leben an den Trinker band? Hat sie sich einen eigenen Weg ausgedacht? Ist's ihre Schuld, daß sie durch Jahrzehnte so gequält wurde? Hanna hat den

schweren Weg als Schule Gottes bejaht. Ob sie zu der herrlichen, liebereichen Christin mit dem tiefen Verständnis für alle Nöte und Leiden der Menschen ausgereift wäre, wenn sie ohne das Kreuz ihres Ehestandes geblieben wäre? Ein armer Kerl war der Wilhelm Faust. Nüchtern war er der echtste Mann von der Welt. Er konnte sich kindlich nach Befreiung von seinen Fesseln sehnen. Fiel er aber wieder dem Alkoholteufel in die Klauen, dann war seine Frau ihres Lebens nicht sicher vor ihm. Er ahnte, welch Opfer Hanna täglich brachte, indem sie an seiner Seite ausharrte. Rührend konnte er fragen: „Nicht wahr, Hanna, du bleibst doch bei mir?“ Bei allen guten Vorsätzen blieb sein Wille merkwürdig geschwächt, erst kurz vor seinem Tode im Jahre 1887 fand er den Frieden der Vergebung.

In ihrer Reichgottesarbeit hat Wilhelm Faust seine Frau nie behindert. Und das tiefe Glück in und mit ihrem Heiland ist ihr bei aller Last nicht abhanden gekommen. Im 31. Jahre ihres kreuzreichen Ehestandes konnte sie ohne Übertreibung sagen: *„Ich bin glücklich und möchte mit keinem Menschen tauschen!“*

Im „Elendstal“ geschehen herrliche Dinge

Da war irgendwo im Gelände der Stadt Elberfeld ein dicht bewaldeter Taleinschnitt, der die beiden ebenfalls bewaldeten Hügel, den Kiesberg und den Nützenberg, voneinander trennte. Dieses Tal hatten sich mancherlei arme und zum Teil fragwürdige Existenzen als Bleibe ausersehen. Man wohnte da nämlich entschieden billiger als in der Stadt. Niemand verlangte von den über der Erde und in die Erde hineingebauten Lehmhütten eine Miete. Die Leutlein lebten ungebunden dahin. Sie hatten keine geistliche Versorgung, Laster und Sünde gediehen unter ihnen.

Unter dem Namen „Elendstal“ war diese Gegend bekannt und gefürchtet. Dahinein wagte sich nun Tante Hanna. Der Jammer dieser Leute legte sich ihr aufs Herz. Anfang der sechziger Jahre begann sie dort mit einer Sonntagsschule. Sie, die alte Spezialistin für diese Arbeit, meinte: „Das Beste wird sein, ich gewinne erst die Herzen der Kinder, und über die Kinder führt ein sicherer Weg zum Herzen der Eltern!“ Im Sommer war es gar lieblich unter den hohen Bäumen Sonntagsschule halten, aber brenzlich wurde die Sache, wenn es auf den Herbst und Winter zuging. Man half sich zunächst mit provisorischen Unterkünften. Hanna brauchte übrigens diese Arbeit nicht allein zu tun. Es hatte im Lauf der Jahre eine hilfsbereite Schar junger Männer sich ihr zur Verfügung gestellt, „die Kompanei“. Deren Glieder legten im Elendstal wacker mit Hand an, sie konnte sogar bald für die neugierig gewordenen Alten eine Bibelstunde einrichten.

Es half nichts, man brauchte auf die Dauer einen festen und regensicheren Raum als Heimstatt für die aufblühende Arbeit. Da mußte sich Tante Hanna eben ans Bauen begeben.

Frisch ging sie mit Gott ans Werk. Den Bauplatz, die Steine, das Holz, die Pappdeckel fürs Dach, alles kriegte sie geschenkt. Baumeister und Arbeiter stellten sich rechtzeitig ein. Erkleckliche Geldsummen wurden gespendet. Am 13. Oktober 1872 war die Einweihung des Baues. Hanna wollte ihm bescheiden den Namen „Sonntagsschulhaus“ geben, der Baumeister bestand aber auf der klangvolleren Benennung „Elendstaler Kapelle“. Siebenhundert Taler Schuld lagen noch auf der Kapelle an ihrem Einweihungstag, sie wurden aber in wenigen Jahren abgetragen.

Was ist nun aber eine Kapelle ohne Glocke? Der als „Küster“ fungierende alte Mann wollte mit ein paar Deckeln kräftig Spektakel machen und so die Kinder zur Sonntagsschule und die Erwachsenen zu ihrer

Bibelstunde rufen. Ein Freund des Elendstals spendete dann aber eine richtige Glocke. Der Glockengießer hatte den genauen Bestimmungsort vergessen, er schickte die Glocke an Bekannte in Elberfeld mit dem Vermerk: „Hier ist die Glocke fürs irdische Jammertal.“ Sie landete dann richtig im Elendstal.

Jetzt ging erst recht ein fröhliches Leben und Wirken im Elendstal an. In der Kapelle versammelten sich die Sonntagsschule, ein Männerverein, ein Jünglingsverein und die Besucher einer Bibelstunde. Für die großen Feste, das Freundesfest im Frühjahr und das Stiftungsfest am 13. Oktober, reichte das bescheidene Kapellchen nicht aus. Das erstgenannte Fest wurde im Freien auf der Königshöhe gefeiert und das zweite im Elberfelder Vereinshaus. Da trommelte dann Tante Hanna 700 Besucher zusammen.

Als aber die Königshöhe mit ihrem Lokal an einen neuen Besitzer übergang, wo sollte man da mit dem Freundesfest hin? Im Busch bei der Kapelle wurde ein merkwürdiges Lappenzelt aufgebaut, das der geringste Sturm weggeweht hätte, und von dem die auswärtigen Besucher des Festes staunend sagten: „Hanna, solch eine Baulichkeit ist noch nicht dagewesen in Rheinland und Westfalen!“ Es ging aber alles gut vorüber; erst als alle zu Haus waren, prasselte ein Regen los, und die denkwürdige „Baulichkeit“ wurde in tausend Fetzen zerrissen. Da wurden dann auf beiden Seiten der Kapelle fröhlich Bretterzelte angebaut, und fortan war man allen Wetterunbilden und jedem Menschenandrang gewachsen.

Das Elendstal hatte sich gründlich gewandelt. Die elenden Hütten und Leimbuden verschwanden immer mehr. Tante Hannas Kapelle mit ihren beiden Anbauten beherrschte das Bild. Wer dorthinaus wanderte — und wieviele Tausende haben es im Laufe der Jahre getan! —, wer sich etwa im Redner- oder Pastorenstübchen an dem weiten Blick über die Täler und die

waldigen Höhen erfreute, wer die großen Besucher-
scharen ihre Loblieder singen hörte, wer sich an dem
reich gedeckten Tisch des Wortes Gottes erlabte, der
sagte mit dankbarem Herzen: *Wie ist man doch im
Elendstal dem Himmel so nahe!*

„Frauenmensch, du hast mich kaputt geliebt!“

Tante Hanna beherbergte einen verkehrten und ver-
drießlichen Verwandten namens Abraham jahrelang
in ihrem Hause. Der stets nörgelnde Mann war ein rich-
tiges Hauskreuz. Aber Hanna ließ nicht von ihrem
Rezept: Sie suchte ihn durch Liebe herumzukriegen.
Nachdem sie um ihn wohl einen Eimer Tränen geweint
hatte, traf sie endlich auch ihn einmal weinend an. Auf
die Frage, was er habe, gab er zur Antwort: „*Frauen-
mensch, du hast mich in deiner Liebe kaputt geliebt!*“
Schon öfter hatte er staunend gefragt: „Frauenmensch,
wo hast du die Geduld her?“

Hier stehen wir an der Quelle, aus der das ganze so
fruchtbare und reiche Leben und Dienen der Tante
Hanna geflossen ist. Hier schauen wir in das innerste
Geheimnis, das ihr Wirken so gesegnet machte. Sie
hatte eine ganz große *Liebe* zu den Leuten, und davor
mußten auch ihre trotzigsten und verbissensten Gegner
kapitulieren.

Die Liebe trieb Hanna auch zu Besuchen im Gefäng-
nis. Da war nun einmal eine Putzmacherin eingeliefert
worden, die in einen bösen Bankrott geraten war. Men-
schen hatten schuftig an ihr gehandelt und ihr Elend
verschuldet. Jetzt war sie ganz verbittert und tobte
oft laut in ihrer Zelle. Hanna, die längst die Erlaubnis
besaß, alle Gefangenen nach Belieben zu besuchen, will
zu ihr. Der Aufseher rät ihr ab: sie begeben sich in
Gefahr; was könne diese gehässige Person ihr alles
antun! Hanna läßt sich nicht einschüchtern. Sie hat ja

ihren Heiland, und den läßt sie in der Stille ein, mit ihr zu gehen.

Was beginnt die Frau für ein Lästern und Fluchen, als Hanna in ihre Zelle tritt! An Gott und Menschen läßt sie kein gutes Haar. Hanna ist starr, einfach sprachlos, als sich dieser Abgrund von Verbitterung und Groll vor ihr auftut. Sie fängt vor Erbarmen mit dem unglückseligen Geschöpf einfach an zu weinen. Diese Tränen schlagen bei der Gefangenen durch. Die fremde Frau weint mit ihr und um sie? Das hat noch niemand getan! Die Tobende wird still und stiller. Sie hört zu und hört immer eifriger und unersättlicher zu, als Hanna ihr vom Sünderheiland erzählt, der alle Leute liebt, also auch sie, das so arme, betrogene, verhärtete Menschenkind. Da packt die Gefangene den ganzen Jammer ihres Lebens aus. Wie wohl tut ihr ein Mensch, der zuhören kann! Das Wunder geschieht, die Frau findet den Heiland. Ein Strick, den sie unter der Matratze hervorzieht, und mit dem sie in der folgenden Nacht ihrem Leben ein Ende machen wollte, wandert mit Hanna aus dem Gefängnis. Er ist nicht mehr nötig.

Bei den vielen Festen im Elendstal hatte Tante Hannas Liebe viele Möglichkeiten der Betätigung. Da kamen immer Leute herzugeschlichen, die von den „Fienen“ gar nicht viel wissen wollten. Trieb sie die Neugier? Sicher kamen manche auch mit Störungsabsichten. Hinter solchen war Tante Hanna immer besonders her. Die wurden an die Kaffeetische gelockt, denen wurden die schönsten Stücklein Kuchen vorgesetzt. Tante Hanna sagte sich nämlich: *„Man muß dem Volk nur Liebe zeigen, dann läßt es sich noch immer gewinnen.“*

Einmal hatte Tante Hanna in ihrer Sonntagsschule drei blasse Kinder; die mit fröhlicher Begier und rührender Treue kamen. Aber dann hat der gottlose Vater sie zu Hause geschlagen und ihnen das fromme Gelaufe verboten. Hanna kommt eines Tages in der Dämme-

rung am Haus des Wüterichs vorbei, da stürzen ihr die Kinder mit entsetzten Gesichtern entgegen: „Tante, du mußt gleich mitkommen! Der Vater will die Mutter mit einer Axt totschiagen!“ Richtig, da sieht Tante Hanna den Mann langsam, verbissenen Gesichtes, mit einer schweren Axt die Treppe hinaufsteigen. Gleich ist sie bei ihm, beginnt liebevoll auf ihn einzureden und kann ihm die Axt entwenden. Er verspricht, seiner Frau nichts zu tun.

Gleich am nächsten Tag ist Hanna Faust wieder da. Da im Zimmer kein Stuhl zur Verfügung steht, setzt sie sich unbekümmert auf den Stubenboden und hört der verbitterten, grollenden Rede zu, in der der Mann seinen ganzen Haß gegen die menschliche Gesellschaft heraussprudelt: „Da liegt man nun und muß elend umkommen; in der Fabrik hat man sich die giftigen Dünste in den Leib geatmet, und jetzt fragt niemand mehr nach einem, daß man vor Hunger kriecht!“ Da springt aber Tante Hanna auf: „Mann“, sagt sie, „das gibt es nicht; solange ich etwas zu essen habe, haben Sie es auch!“ Dieses Hilfsangebot tut der Mann verächtlich als Weibergeschwätz ab. Aber bald merkt er: Diese seltsame Frau macht nicht nur schöne Worte und nichts-sagende Versprechungen, die schreitet zur Tat. Woche um Woche landen mit Lebensmitteln und Wäsche gefüllte Körbe in seiner Wohnung. Es fällt der guten Tante Hanna wahrlich nicht leicht, die nicht kleinen Rechnungen für diese Liebesgaben immer zu bezahlen. Aber sie hat ja den reichen Herrn, dem sie kindlich vertraut, und dazu ihre vielen Freunde, die ihr immer wieder die Hände füllen.

Jetzt kommt aber erst das Schönste an der Geschichte. Tante Hanna bekommt ein herrliches wollenes Männerhemd geschenkt. Das soll ihr neugewonnener Freund haben! Dem Paket wird ein schön gemalter Zettel beigelegt, und auf dem steht als Widmung für den Empfänger: *Dem lieben Vater!* Da Tante Hanna selber in

der Kunst des Schreibens und gar des Schönschreibens nicht sehr bewandert ist, müssen einige ihrer jungen Freundinnen das Papier bemalen. Als die erfahren, für wen die Gabe bestimmt ist, protestieren sie heftig: „Aber Tante Hanna, dieser garstige Kerl! Das ist doch kein *lieber Vater!*“ „Und ich sage euch, er ist doch einer“, behauptet Hanna. „Ihr müßt nur einmal daran denken, wie wert die Seele dieses armen Mannes vor Gott geachtet ist. Der Herr Jesus hat auch für ihn sein Leben gelassen. Doch, das ist ein *lieber Vater!* Jesus hat ihn lieb!“

Dem Mann ist die Widmung ins Gewissen gefahren. Er hat das Hemd durch seine Frau zurückbringen lassen: Das müsse eine Verwechslung sein! Aber Tante Hanna hat es herzlich bekräftigt: Doch, das stimmt so! Das Hemd hat dem Mann eine gute Predigt gehalten. Die ist so kräftig, daß sie ihn nach einigen Wochen zum erstenmal nach langer, langer Zeit auch unter die Predigt treibt, die der Pastor in der Kirche hält. Seine Frau reißt die Augen auf, als der Mann sich zum Kirchgang anzieht. Seine Erklärung für sein völlig ungewöhnliches Vorgehen lautet: „*Der Gott muß der rechte sein, den diese alte Frau anbetet!*“ Die Kinder durften schon länger wieder ungehindert in die Sonntagsschule gehen.

Jetzt müssen wir noch die Geschichte vom alten Kaspar hören, dem auch Hannas Liebe so zugesetzt hat, daß er ein anderer wurde. Damals war Hanna noch ein junges Mädchen, das am Webstuhl ihre fröhlichen Heilandslieder sang. Da hörte sie von dem alten, wilden Kaspar, den die Mütter als Kinderschreck verwenden, wenn die Rangen nicht hören wollen: „Warte, der Kaspar kommt und holt dich!“ Als Hanna zu ihrer Mutter äußerte, sie wolle mal den Kaspar besuchen, kriegt die einen Schrecken: „Kind, da haben ja die Männer Angst hinzugehen!“

Da steht nun tatsächlich die Hanna in der schmutzigen Dachkammer, in der der alte Tunichtgut haust.

Am liebsten würde sie doch noch kehrtmachen, so unappetitlich ist hier alles, und so böse funkelt der alte Mann sie an. Aber ihre Liebe ist stärker als die Furcht und der Ekel. Lange dauert der erste Besuch nicht. Mit ein paar freundlichen Worten stellt die Hanna dem Kaspar eine Schüssel Suppe ans Bett. Als sie wieder draußen ist, atmet sie erleichtert auf. Je öfter sie wiederkommt, um so lieber läßt der alte Griesgram sich ihre Dienste gefallen. Das war aber ein verkommener und unwissender Kerl! Der hatte nie etwas von den Geboten Gottes gehört, dem war nach seiner eigenen Behauptung der Name Jesus völlig fremd! Er hatte nie eine Schule besucht, aber um so eifriger das Sündigen und Fluchen gelernt und betrieben. Hanna ruht nicht, bis der Alte die zehn Gebote gelernt hat, und dann bittet sie ihn: „So, Kaspar, jetzt überdenk einmal dein Leben, ob du diese Gebote auch immer gehalten hast!“

Da überfällt den Mann, den sein Leben lang keine Reue und Sündenerkenntnis geplagt haben, auf einmal der Schrecken. Das wird so schlimm, daß Hanna eines Abends aus seinem Munde den verzweifelten Ruf hört: „Hanna, wat soll eck maaken, wat soll eck anfangen, eck komm en de Höll!“ Da hat ihm die Hanna den Weg zum Frieden gezeigt: den Namen Jesu anrufen, ihn um Vergebung bitten, sein Kreuz annehmen! Sie hat ihm auch einen Pastor ins Haus geschickt, weil sie meinte: Seelsorge an solch einem alten Mann schickt sich nicht für ein junges Mädchen. Der Kaspar hat aber mit dem Pastor, der es gewiß von Herzen gut meinte, nichts anfangen können. Der sprach nämlich nur hochdeutsch und verstand kein Wuppertaler Platt; der Kaspar aber war bloß des Plattdeutschen mächtig. Er wolle das Frauzimmer wieder haben, so bestürmt er den hilflosen Pastor. Die Hanna hat dann einen Seelsorger ausfindig gemacht, der mit dem Kaspar in seinem heimatlichen Dialekt reden konnte, und das plattdeutsch

verkündigte Evangelium von Jesus dem Sünderheiland hat dem Kaspar zum Frieden des Herzens geholfen. Später hat der liebe Mann noch zehn Jahre in einem Altersheim gelebt und ist dort auch noch andern zum Segen geworden.

Tante Hanna erlebte in ihrer Tätigkeit manchmal merkwürdige Dinge. Eine innere Stimme trieb sie in Straßen und Stadtteile, wo sie gar nicht hatte hingehen wollen. Einige Male ist sie bei solchen Wegen auf Lebensmüde gestoßen und hat ihnen den Strick weggenommen; einmal hat sie eine Frau vor dem furchtbaren Tod auf den Schienen zurückgerissen.

Von einem bösen Gottesleugner soll noch erzählt werden, dem es eine Wonne war, den Glauben durch den Dreck zu ziehen und gerade beim jungen Volk den „fienen Aberglauben“ zu verspotten. Er wird krank, Tante Hanna besucht ihn. Der Mann fragt sie: „Was halten Sie eigentlich von der menschlichen Seele?“ In seinen gesunden Tagen hatte er als neueste Errungenschaft der Wissenschaft den Satz vertreten: „Die Seele ist nichts weiter als ein erbsengroßes, schwarzes Klümpchen, das in der Magengegend seinen Sitz hat.“ Tante Hanna läßt sich aber mit dem Freigeist auf keinen Disput ein, vielmehr dient sie ihm in Liebe.

Das geht so lange, bis der Mann eines Tages schreit und aufstöhnt: „Warum tut Ihr das alles an mir? O Gott! O Gott!“ „Nanu“, sagt Tante Hanna, „Ihr redet auf einmal von Gott, ich dachte, für so einen aufgeklärten Mann gäbe es doch keinen Gott mehr!“ „Doch, es gibt einen, es gibt einen! Und ich muß in die Ewigkeit! Wie schrecklich!“

Ein greulicher Kampf zwischen Licht und Finsternis beginnt in seiner Seele. Manchmal hört man seine Angstschreie bis ins gegenüberliegende Wirtshaus hinein, wo die Kumpane beisammensitzen. Hanna erzählt ihm von der Gnade Jesu und bittet den Kranken, er möchte doch einen Pastor kommen lassen. Der Mann,

der sein Leben lang gegen die Pfaffen gewettert hat, geht darauf ein. Er kommt zum Frieden bei Jesus. Das gibt eine Aufregung unter seinen Genossen! Die wenigen, die ihn noch besuchen, bekommen ein deutliches Zeugnis vom Heiland zu hören: „Ihr mit eurem eingebildeten Freisinn habt mich belogen und betrogen. Was mir die Frau Faust gebracht hat, das war wahre Liebe. Nun habe ich die Wahrheit in Jesus gefunden.“ Wie ein Jubelruf kommt es kurz vor dem Abscheiden aus seinem Munde: *„Die Gesellschaft hat mich ausgestoßen, aber der Heiland hat mich begnadigt. Ich bin frei!“*

Verstehst du jetzt, daß Tante Hanna, diese schlichte Frau aus dem Volk, im Wuppertal eine Großmacht gewesen ist? Mit der Liebe hat sie ihre Wunder vollbracht. Von der Tat hat sie mehr gehalten als vom Reden. Das letztere hat sie lieber den von ihr so hoch geachteten Pastoren überlassen und überhaupt den Männern. Sie war davon überzeugt und hat sich immer danach gerichtet, daß das Maß und Teil der gläubigen Frau das Dienen in der Liebe ist. Um keinen Preis in der Welt wäre sie zu bewegen gewesen, in einer gemischten Versammlung das Wort zu ergreifen. Im besten Falle rief sie als Gastgeberin im Elendstal einmal ein paar fröhliche Worte in ihre Gästeschar hinein. In ihrem originellen Platt hat sie einmal gesagt: „Eck häw för Wiewerkallerei nix öwreg. Wenn wie eascht anfangen, dann hören wie nit wea op.“ (Ich habe für das Weibergerede nichts übrig. Wenn wir erst anfangen, dann hören wir nicht wieder auf.)

In ihrer Liebe ist Tante Hanna nie weich geworden. Sie hat auch keine Furcht gekannt, sie ist vor keiner Aufgabe zurückgeschreckt. Sie hatte einen schönen, nicht aufdringlichen, unfräulichen, sondern gottgegebenen und geistgezügelten Mut, mit dem sie tapfer auch in gefährliche Situationen hineinging. Einmal ist vor ihrem Hause eine schlimme Schlägerei im Gang ge-

wesen. Ein Menschenknäuel umgibt die Streithähne. Tante Hanna drängt sich nach vorn, man warnt sie. „Ach was, ich habe einen starken Gott!“ Nun steht die kleine, mutige Frau vor den Kämpfenden und sieht ein grausiges Bild: Ein junger Mann hat in der hoch erhobenen Hand ein Messer und will damit seinen eigenen Vater niederstechen. Hanna greift nach dem ausgereckten Arm und fragt laut und nachdrücklich: „Gustav, wat mackst du?“ Da ist's dem Raufbold, als ob er aus einem bösen, wilden Traum erwache. Die Frage hat ihn ernüchert. Hanna kann den Mann willenlos wie ein Lamm hinter sich her in seine Wohnung ziehen. Tränenüberströmt dankt er ihr, daß sie ihn vor dem scheußlichen Verbrechen bewahrt hat.

Mit jung und alt gut Freund

Ja, ihre Freunde hatte Tante Hanna überall. Besonders aber lag ihr zeitlebens das junge Volk am Herzen. Sie hatte selber den Segen einer frühen Bekehrung erlebt und wünschte allen jungen Leuten, daß sie früh das Beste und Schönste fänden, was es im Leben geben kann: die Begegnung mit dem lebendigen, persönlichen Heiland.

Als die Kapelle im Elendstal im Jahre 1872 fertig stand, hat auch bald ein Jünglingsverein dort seinen Einzugs gehalten. Der siedelte später zur Tante Hanna in ihr Haus an der Riemenstraße über. Die liebe Frau Faust hat ihren Jungen alle Türen und Räume des Hauses, vor allem aber ihr Herz ganz weit aufgemacht. Da waren übermütige Gesellen darunter. Aber Tante Hanna war nicht ständig mit erhobenem Zeigefinger hinter ihnen her und lag ihnen nicht dauernd mit Ermahnungen und Verboten in den Ohren. Sie wußte, Jungen sind nun einmal so, man kann von ihnen nicht die ruhige und gemessene Art verlangen, die die Alten zieren soll.

Die Jungen spürten: Unsere Tante Hanna hat uns lieb. Sie hat einen stillen Segenseinfluß auch auf rauhe Burschen ausgeübt. Alle haben sie als Autorität geachtet. Niemals gab ihr einer eine schnoddrige Antwort, von keinem erfuhr sie Ungezogenheiten. Sie tat aber auch alles für ihre Jungen. Wenn die ein Fest hatten, verkaufte sie auf ihren Gängen — Tante Hanna hatte einen Kaffeehandel und kam in viele Häuser — die Eintrittskarten. Für die Verlosungen erbettelte sie bei ihren Bekannten allerlei mehr oder weniger brauchbare Raritäten. Ermutigen konnte sie ihre jungen Freunde herrlich. Einmal hatte eine Schar Sänger bei einem Chorlied im Elendstal versagt. Die Blamierten schlichen beschämt auf ihre Plätze. Freudestrahlend aber ist Tante Hanna gleich bei ihren Jungen: „Das habt ihr schön gemacht, die Leute sind ganz erbaut!“ Die Anspielung des Dirigenten auf das Umwerfen tut sie mit der Bemerkung ab: „Das hat kein Mensch gemerkt, und wer es gemerkt hat, der kann es auch nicht besser!“

An ihrer Tante Hanna haben die Jungen gesehen, daß Christus frohe Leute macht. Verächtlich verwarf sie die „Fisematendsches“, d. h. sie war gegen alles geschraubte Reden, gegen alle fromme Verstellung. Sie war so herzlich natürlich, immer mit beiden Füßen auf der Erde, obwohl der Himmel ihre Heimat und ihre Sehnsucht war. Kam ihr jemand überspannt vor, dann trat sie ihm mit entwaffnender Schlagfertigkeit entgegen. Sie war, wie man so sagt, nicht auf den Mund gefallen. Der Mann einer guten Freundin meinte, auch er und Hanna könnten sich doch duzen. Da kam er bei Tante Hanna aber schlecht an! Sie, die im Verkehr mit dem andern Geschlecht bei aller Freimütigkeit ihres Zeugnisses Vorsicht und Weisheit liebte, meinte trocken: „Noch sind wir nicht im Paradies.“

Also, es ist klar, Tante Hanna war die Frau nach dem Herzen der Jungen aus ihrem „Jünglingsverein“.

Nett ist die Geschichte, wie sie einmal auf der Straße tapfer Spott für ihren Verein ertrug. Die Jungen brauchten eine Bratsche, wahrscheinlich um ein Streichquartett zu vervollständigen. Tante Hanna hört, daß im Städtchen Herdecke ein Instrument billig zu verkaufen ist. Sie macht sich auf den Weg und kehrt fröhlich mit ihrer Beute heim. Am Bahnhof wird sie von einer Hausgenossin, der „langen Mina“, abgeholt. Die soll die Bratsche in die Riemenstraße tragen. Die beiden Frauen zu sehen, das ist nun wirklich ein ergötliches Bild: die eine lang und dürr, die andere, Tante Hanna, klein und rundlich, die eine, die Bratsche tragend, eiligen Schrittes vorauseilend, die andere mit kleinen Schritten keuchend hinterher trippelnd. Das Unglück will es auch noch, daß gerade die Schicht zu Ende ist und die immer zum Spaß aufgelegten Fabrikarbeiter aus den Toren strömen. Da ist bald ein großer Auflauf und ein lautes Gelächter im Gange: „Mineken, Mineken, speel ens, wie wellen danzen!“ Die beiden Frauen haben wacker ihren Ärger über die Verspottung niedergekämpft und dem Gejohle zum Trotz ihre Bratsche heimgetragen. Es war ja alles für ihre Jungen. Für sie durfte man auch einmal ausgelacht werden.

Natürlich gehörte auch den Mädchen Tante Hannas Liebe. In ihrem Hause kam regelmäßig ein Frauen- und Jungfrauenverein zusammen. Es waren die Lebensalter wunderlich gemischt, aber schön war's immer. Originell, meist in ihrem geliebten Platt, tauschten sich die Besucherinnen über die Bibel und ihre Erfahrungen mit dem Herrn aus. Einmal war die Dankbarkeit das Thema. Da erzählte ein liebes älteres Frauchen, wie Gott ihr undankbares und unersättliches Herz gründlich beschämt hätte: „In meinem Garten wuchs mir immer zu wenig. Da habe ich gemurrt und geknurr. In diesem Jahre aber ist der Ertrag über alles Erwarten reichlich. Es ist gerade so, als ob der liebe

Gott mit diesem Segen mir sagen wollte: No, heste nun den Hals voll?“

Mit den Mädchen aus dem Volk konnte Tante Hanna am besten umgehen. Sie war ja selbst Fabrikarbeiterin gewesen. Aber es fühlten sich auch junge Mädchen aus vornehmen Kreisen zu ihr hingezogen. Viele schütteten ihr in ihrem Stüblein das Herz aus. Daran lag ihr alles und immer wieder alles, daß die jungen Leute sich zu Jesus bekehrten. Einmal war sie ganz traurig, daß sie nichts mehr von solchen Bekehrungen hörte. Als dann aber einige junge Mädchen, die noch nicht lange konfirmiert waren, zu ihr kamen und ihr berichteten: „Tante Hanna, wir haben unser Leben dem Heiland übergeben!“, da lebte sie wieder auf.

Daß Tante Hanna mit Kindern umgehen konnte, haben wir schon gesehen. Wie kamen die Kleinen so gern zu ihr in die Sonntagsschule! Die überwindende Kraft ihrer Liebe kam ihr besonders gut zustatten, wenn es ungezogene Jungen zur Vernunft zu bringen galt. Da waren so ein paar Bengels von ihren gottlosen Vätern angesteckt worden und höhnten und haßten die Frommen. Wenn sie wußten, daß im Hause von Frau Faust am Arrenberg Bibelstunde gehalten wurde, dann grölten sie ungezogen herum, bombardierten das Haus mit Steinen und trieben andern Unfug. Als einmal eine Freundin der Tante Hanna einen besonders dicken Stein zu dem Vater des Burschen bringt, der ihn geschleudert hat, und verlangt, daß der Mann gegen solche Tücken einschreiten soll, zuckt der spöttisch die Achseln und sagt: „Lot de Frau Faust no ärem Jesus gon!“ Und in der Tat, das hat die auch gemacht. Sie hielt solche Gebetsgänge ins Kämmerlein für wirksamer als Beschwerdewege zu den Menschen.

Dann hat sie die ganze wilde Kindergesellschaft eingeladen, mit ihr im Elendstal ein Fest zu feiern. Mit Kaffee und Kuchen wurden die jungen Herrschaften versorgt. Einige Mütter waren hinterdrein geschlichen,

die wurden ebenfalls bewirtet. Als sie bezahlen wollten, lachte Tante Hanna sie aus.

Der Erfolg dieser Bemühungen blieb nicht aus. Liebe war wieder einmal stärker als Haß. Einige Zeit später, als Tante Hanna einmal mit einem schweren Korb sich die Riemenstraße heraufschleppt, ist gleich einer von den früher so ungezogenen Bengels bei ihr und nimmt ihr die Last ab: „Frau Faust, eck well ären Korv dregen, Se si möd.“ Ein anderer hat sie ganz kavaliermäßig am Arm gefaßt und ihr angeboten: „Frau Faust, eck well Se leden. Se si auld (alt).“ Steine flogen keine mehr gegen das Haus.

Über den Jungen hat aber Tante Hanna die Alten nicht vergessen. Wie sie sich um den alten Kaspar gekümmert hat, wissen wir bereits. Da feierte ein altes Ehepaar am Arrenberg seine goldene Hochzeit. Die Kinder baten einen Wirt, in seinem Saal doch ein nettes kleines Fest zu arrangieren. Der aber verwies die Bittsteller an Tante Hanna: „Das ist die rechte Frau, die kann so etwas besser als ich. Wenn die die Sache in die Hand nimmt, dann klappt's!“

Tante Hanna hat sich der Sache angenommen, und es hat geklappt! Beim Bürgermeister holt die Eifrige das übliche Ehrengeschenk für das Jubelpaar ab. Gesangsvereine werden herbeigeholt, sogar ein freidenkerischer Chor bietet seine Mitwirkung an und verspricht, sich in allem Tante Hannas Anweisungen zu fügen. Der ganze Arrenberg wird zum Kaffee geladen. Das Vereinshaus ist gedrängt voll. Alle sind hinterher einhellig der Meinung: Das war aber ein schönes Fest!

Bei reich und arm daheim

Wovon hat sich die liebe Frau Faust denn eigentlich ernährt? Von ihrem trunksüchtigen Mann konnte sie nicht viel erwarten. Im Gegenteil, sie hat noch oft für

dessen leichtfertig gemachte Schulden aufkommen müssen. Nach dem Verlassen der Fabrik hat sie erst eine Zeitlang am Webstuhl gesessen. Dann hat sie einen Kaffeehandel angefangen. Das war ein in Elberfeld stadtbekanntes Bild: die rundliche Tante Hanna mit ihrem mit Kaffeepäckchen gefüllten Korb an den Häusern klingelnd. Ob sie nun zum Oberbürgermeister ging oder in ein Armenstüblein, zu ihrer Garderobe gehörten immer nur diese wenigen Dinge: eine einfache Haube, ein Halstüchlein, ein großes Umschlagetuch und ein ganz schlichtes Kleid. Tante Hanna wollte nie etwas anderes sein als eine Frau aus dem Volk.

Aber dieser Frau taten sich viele Türen auf. Ihre vielen Kundinnen freuten sich immer, wenn sie kam. Es wurde dann nicht zwischen Tür und Angel rasch der Kaffeehandel erledigt, nein, Tante Hanna wurde in vielen Häusern als liebe Freundin zu frohem oder ernstem Austausch in die gute Stube geführt. Oft breiteten Mütter ihre großen und kleinen Sorgen um den Haushalt, um die Kinder vor der priesterlichen Frau aus. Das war so schön an Tante Hanna, man konnte ihr alles sagen, sie gab nie ihr Anvertrautes klat-schend weiter.

Ihr guter Freund und ein warmherziger Förderer ihrer Arbeit war der damalige Elberfelder Oberbürgermeister, Geheimrat Jaeger. Von der Arbeit der Heilsarmee in den Lastervierteln Londons hat jemand gesagt, daß dadurch 5000 Polizisten gespart würden. So ähnlich — wenn auch in wesentlich verkleinertem Maßstab — lautete das Urteil des Geheimrats über die Tätigkeit der Frau Faust: *Sie erspart der Stadt Elberfeld mehrere Polizisten*. Einmal meinte er: Und wenn Frau Faust nichts anderes vollbracht hätte, als daß sie einem bestimmten, fast auf die Tierstufe herabgesunkenen Weibe nachgegangen und sie aus dem Schlamm herausgeliebt hätte, dann hätte ihre Heimatstadt schon allen Grund, ihr für immer ein dankbares Andenken zu bewahren.

Aber es sind ja so viele Verkommene und Verbitterte, denen sie zum Segen geworden ist!

Es ist vorgekommen, daß der Oberbürgermeister in der Straßenbahn vor allen Leuten vor der alten Frau Faust aufgestanden ist. Da ist sie aber doch über solche Ehrung mädchenhaft errötet! Sie ist im Haus des Stadtoberhauptes ein- und ausgegangen. Einmal, als sie so richtig erschrocken war über all die zerstörenden Kräfte und Einflüsse in der Welt, hat sie dem Herrn Geheimrat dringend ans Herz gelegt: „Nun legen Sie aber ja keinem Menschen etwas in den Weg, der unser Volk zum Glauben und zum Christentum zurückführen will; denn aus dem Unglauben ist all der Haß entstanden.“

Auch mit andern reichen und vornehmen Leuten hielt Tante Hanna gute Freundschaft. Der Kommerzienrat Boeddinghaus und der wohlhabende Herr Meckel haben oft in ihren Geldsäckel hineingegriffen und Tante Hannas Unternehmungen unterstützt. Frau Faust nannte sich gelegentlich schalkhaft eine „Freifrau“; sie hatte nämlich freie Fahrt auf der Straßenbahn. Sie war einmal, von oben bis unten mit Paketen bepackt, in die Straßenbahn, die damals noch als Pferdebahn amtierte, hineingeklettert. Einige Herren lächelten über die wunderliche alte Frau, in der sie eine Trödlerin vermuteten. Als ihnen aber Tante Hanna von ihren vielen Kindern und Armen erzählte, denen ihre Liebe gehöre, und für die die vielen Pakete bestimmt seien, wurden die Herren ganz beschämt, stellten sich am nächsten Tag in Tante Hannas Haus am Arrenberg zum Besuch ein und spendierten ihr eine Karte für freie Fahrt auf der Pferdebahn. Regelmäßig am Neujahrstag wurde diese Spende für ein weiteres Jahr erneuert.

Es war nicht zu befürchten, daß Tante Hanna im Umgang mit ihren reichen und gebildeten Freunden entgleiste. Sie hatte sich zwar äußere Kenntnis und Bildung nur spärlich aneignen können, war sie doch

schon mit zwölf Jahren aus der Schule weg zur Fabrik gegangen. Aber es ist eine immer wieder bestätigte Tatsache, daß der Umgang mit Jesus und dem Worte Gottes feine, taktvolle Leute schafft. Der Geist Gottes wirkt in den Herzen die wahre Bildung. Dazu gehört vor allem die Demut, und die bewahrte Hanna stets im Umgang mit vornehmen Leuten. Einmal wurde sie in einem reichen Hause zu einer Hochzeit eingeladen. Sie meinte aber: Da passe ich nicht hin.

Der Braut, der sie ihre Absage überbracht hatte, tut das leid. Dann müsse aber Tante Hanna wenigstens den Brautstaat im Nebenzimmer bewundern. Nun, das macht sie gern und gründlich. Darauf schlägt sie die Hände zusammen und sagt fröhlich: „Herr Jesus, ich danke Dir, daß Du mir ein noch viel schöneres Hochzeitskleid geschenkt hast!“ In der schönen Freimütigkeit, die Gotteskinder bei ihrem Herrn lernen, wendet sie sich an die Braut mit der eindringlichen Frage: „Sagen Sie einmal, haben Sie dieses schönere Hochzeitskleid auch?“ Das schweigende Erröten der Braut war Antwort genug, und ernst fügte Tante Hanna hinzu: „Das müssen Sie aber haben, sonst können Sie nicht selig werden.“

Mehr als bei den Reichen war unsere Tante Hanna bei den Armen zu Hause. Denen gehörte ihre ganze Liebe. Wir haben sie ja schon auf ihren Gängen in die Hütten und Dachkammern der Armen begleitet. Diese leiblich Armen waren oft auch die am Geist Verkommenen und Verrohten. Mehr als einen von ihnen hat Tante Hanna aus äußerem Elend und aus innerem Sündendreck herausgeholt. Sie hatte bei ihrem Bemühen um die Armen vor keiner Lasterhöhle Angst, sie scheute nicht den Weg in die verrufensten Viertel. Es konnte vorkommen, daß ein Mann sie zu einer sterbenden Frau holte. Sie mußte sich vorher die Augen verbinden lassen. Der Fremde führte sie in sein Haus, und dann ging's eine Leiter hinauf. Erst in der Kranken-

stube durfte sie die Binde abnehmen. Sie erlebte die Beichte einer Sterbenden, die in so schauerliche Tiefen der Sünde blicken ließ, wie sie Tante Hanna nie für möglich gehalten hätte. Das ganze Haus war eine Brutstätte des Lasters, voller Zauberei und Werke der Finsternis.

Wenn Tante Hanna kam, und wohin sie auch kam, sie hatte immer ein Wort des Trostes, ein Zeugnis von der großen Hilfe, die der Heiland für alle Menschenschuld und alle Herzensnot hat. Aber nie ließ sie die sichtbare Tat der Liebe fehlen. Sie hat im Lauf ihres Lebens viele, viele Pakete mit Eßwaren und Kleiderstücken in die Wohnung ihrer armen Freunde geschafft und schaffen lassen. Mit allen möglichen Wünschen und Nöten kamen die Armen in rührendem Vertrauen zu ihrer Helferin. Sie waren überzeugt: Frau Faust weiß immer Rat. Und tatsächlich, sie wußte immer Rat und schaffte immer Hilfe.

Wo hatte sie denn die Mittel zum Helfen her? Die erhielt sie von ihren vielen Freunden, die durchs ganze Wuppertal verstreut waren. Reiche spendeten Geldbeträge, gaben abgelegte Kleider her. Tante Hanna, die doch gar nicht mit der Mode ging, sondern an ihrer schlichten Garderobe das ganze Leben hindurch festhielt, setzte einmal einen Bekannten durch die Bemerkung in Erstaunen: „Ich freue mich, daß die Moden so oft wechseln.“ Gleich folgte die Erläuterung dieses Satzes: „Weil die Mode so wandelbar ist, legen meine reichen Freunde oft veraltete Sachen ab. Die sammle ich dann für meine Armen ein.“

Mancher Besucher, der in das Haus an der Riemenstraße kam, hat die Hände überm Kopf zusammengeschlagen über all dem „Plunder“, den Tante Hanna in ihren Zimmern aufhäufte. Für sie war aber nichts Plunder. Das ausgefallenste Kleid und den wunderbarsten Hut wußte sie irgendwie bei ihren Armen unter-

zubringen. Die konnten ja selber nach Belieben dran ändern.

Mit dem Geld, das man der Tante Hanna für ihre Armen zusteckte, ging es oft seltsam zu. Es kam manchmal gerade in dem Augenblick an, wo in ihrem Kassenbestand erschreckende Ebbe war, wo sie vor neuen Unternehmungen stand, von denen sie noch nicht wußte, wie sie finanziert werden sollten. Einmal war sie so abgebrannt, daß sie einer armen Frau, der zur monatlichen Mietzahlung noch acht Mark fehlten, und die sich einfach in ihrem rührenden Vertrauen, daß Tante Hanna Rat wußte, nicht erschüttern ließ, nur so helfen konnte: sie ging an das Geld, das sie fein säuberlich für ihre Kaffeelieferanten zurückgelegt hatte, und das sie am nächsten Tag hinbringen wollte, und nahm davon die benötigte Summe. Am Nachmittag erschien dann ein Dienstmädchen im Auftrag seiner Herrschaft, die gerade zur Hochzeitsreise aufgebrochen war. Sie brachte 20 Mark. Tante Hanna sollte doch auch an der Hochzeitsfreude teilhaben. Mit dem Geld ging die Beschämte ins Gebetskämmerlein, wo sie dem Herrn sagte: „Nee, Herr, man kann deck äwer ock gar nicks gewen; du mackst em emmer wea beschamt.“ Und solche Dinge sind oft passiert!

Leider hat sich auch die Verleumdung an Tante Hanna herangemacht. Es gab Leute, auch in den christlichen Kreisen, die beschuldigten sie, es ginge bei der Verteilung der Gaben nicht redlich zu. Nun hatte Tante Hanna allerdings keine kaufmännische Begabung, um über jede einkommende und ausgehende Gabe Buch zu führen. Aber es setzte sich trotz ihrer unbekümmerten Gabenverwaltung bald überall die Überzeugung durch: „Wenn einer ehrlich ist und nichts in die eigene Tasche fließen läßt oder für dunkle Machenschaften abzweigt, dann ist das Tante Hanna!“

Ein anderer Vorwurf wurde laut: „Tante Hanna, du bist zu planlos und ohne Überlegung in deinem Geben.“

Du fällst in deinem Mitleid auf jeden Schwindler herein, der dir seine erfundene Armutsgeschichte erzählt und sich hinterher ins Fäustchen lacht, wenn er mit der ergaunerten Beute abzieht. Du mußt die einzelnen Fälle gründlicher prüfen und dich vergewissern, ob die Leute wirklich der Hilfe bedürftig und wert sind.“ Das mag schon sein, daß Tante Hanna manchmal nicht überlegt genug gehandelt hat. Aber sie war nun einmal keiner von den Menschen, die erst wie die Spürhunde alles durchschnüffeln. Sie war für Untersuchungen und Verhöre denkbar ungeeignet. Sie wollte eben bloß lieben und es dabei gern in Kauf nehmen, daß sie dabei einmal bei einem Unwürdigen hereinfiel. Was sollte sie erst lange die Vergangenheit ihrer Schützlinge erforschen, wenn die in der Gegenwart rasche Hilfe brauchten! Und sie meinte nicht ganz zu Unrecht, daß auch über roheste Herzen eine schlichte Liebestat verwandelnde Gewalt gewinnen könne. Im übrigen hielt sie sich bei Verdächtigungen und Verleumdungen, die sie mit zu der Schule der Demütigung rechnete, die kein Gotteskind entbehren könne, an die Regel: „*Jesus weiß das alles; da mach' ich mir so viel draus, als wenn us Miesken Mau säht* (als wenn unsere Katze Miau sagt)!“ Wenn nur das Gewissen im Aufblick auf den Herzensforscher droben getrost sein kann!

Von Pastoren und Gemeinschaftsleuten

Wo hat denn diese prachtvolle originelle Christin, die Tante Hanna, eigentlich ihre geistliche Heimat gehabt? *In der Kirche, ganz und gar in der Kirche!* Es hat sie nie anderswohin gezogen. In ihrem geliebten Wuppertal konnte sie auf vielen Kanzeln das klare Evangelium hören. Ihren ausgeprägten Drang nach Gemeinschaft konnte sie im Raum und Rahmen der Kirche vollauf befriedigen. Sie hat sich stets dankbar

erinnert, daß ein landeskirchlicher Pastor Gottes Werkzeug zu ihrer Bekehrung gewesen ist. Nein, auf ihre Pastoren ließ sie nichts kommen, das waren ihre erklärten Lieblinge. Daß sie Menschen waren und Fehler hatten, wußte sie auch; aber im Gespräch mit andern ist sie nie auf ihren Schwächen herumgeritten, sondern hat ihre Pastoren nach Kräften verteidigt.

Viele Theologen sind gern zu der schlichten Frau in die Lehre gegangen und haben von ihr willig gelernt, daß das Geheimnis rechter Seelsorge die Liebe und das Vertrauen ist. Zu den Festen im Elendstal haben sich die Wuppertaler Pastoren von Tante Hanna mit wachsender Freude rufen lassen. Was sie so gern tat, Mut machen, dies köstliche Geschäft hat sie auch öfter an Pastoren geübt. Da ist ein junger Kandidat, den sie als Kind gekannt und aufwachsen gesehen hat. Den schleppt sie nun in eine Bibelstunde, für die sie immer den Redner beschaffen muß. Dem Kandidaten bebt das Herz. Neben ihm trabt unerträglich langsam die Tante. Sie merkt, was los ist, und sagt ermunternd: „Mehr opp den Herrn kieken, nit opp deck selwer! Hä sall wall dörchhölpen! Motst nit bang wären, Jong!“ Der Herr hat durchgeholfen, wenn es an dem Abend auch ziemlich stürmisch zuging und Feinde des Herrn Jesus zeitweilig mächtig gegen die Fensterkreuze donnerten und sich in Flüchen und Verwünschungen ergingen. Der Kandidat kriegte immer mehr Lust und Mut, als er seine Tante Hanna und all die andern einfachen Leute aus dem Volk mit solcher Begier an seinen Lippen hängen und das Wort Gottes aufnehmen sah.

Da geht der liebe Pastor *Rinck* tief gebeugt daher. Hanna begegnet ihm, geht ehrerbietig auf ihn los und ruft ihm in ihrer herzhaften und eindrucksvollen Art zu: „*Lasset uns aufsehen auf Jesum!*“ Pastor *Rinck* dankt seiner Seelsorgerin: „Gerade das Wort hatte ich nötig.“

Zu Tante Hannas Freunden gehört auch der junge Pastor *Neviantdt*, der später aus der Landeskirche austrat und sich den Freien Gemeinden anschloß. Der hat oft an Tante Hannas Webstuhl gestanden und seine Zweifel und Anfechtungen vor ihr ausgebreitet. Einmal wollte er wissen: „Wo fehlt es bloß bei mir, Hanna?“ Darauf Hanna: „Das weiß ich wohl, Herr Pastor, aber ich sage es Ihnen nicht, sonst werden Sie mir böse!“ Dann gibt sie dem Drängen *Neviantds* nach und sagt, ihn mit ihren glücklichen Augen ansehend: „Ja, sent Se, Herr Paschtoar, Se möten noch völ dömmer wären.“ Der Mann hat sich diese eigenartige Form von Seelsorge gefallen lassen. Ja, das Dümmerwerden, das Einfältigwerden, das ist schwer, aber nötig!

Wo Unnüchternheit sich breitmachte, da stand Tante Hanna auf der Wacht. Einmal war ein Schwede in ihrem Lokal und hielt die Bibelstunde. Nach der Stunde ging er durch die Reihen und fragte jeden einzelnen, ob er schon bekehrt sei. Es erhob sich Widerwillen gegen diese angriffslustige Methode. Ein Mann wurde grob. Tante Hanna bekam Angst, es könne zu Tätlichkeiten kommen. Darum rief sie dem übereifrigen Schweden zu: „Herr Paschtor, nu ess et genug! So wat sind wie hie nit geweant.“ Ein zweites Mal wurde der Mann nicht gerufen!

Gewiß hatte Tante Hanna auch die Leute aus den Freikirchen lieb. Sie wußte, wer in Kirche und Freikirche Jesus Nummer eins sein läßt, war nie eng und zugeknöpft. Aber von den Fanatikern wollte sie nicht viel wissen, die äußerliche Unterschiede und Gegensätze hervorkehrten. Mochte zu den Freikirchen gehen, wer wollte, Tante Hanna hat für sich auch nicht einen Augenblick darin geschwankt, daß ihr Platz in der Kirche war.

Weil sie immerhin unter den Wuppertaler Gläubigen eine hervorragende Stellung einnahm, haben sich manche

Leute bemüht, sie zu ihren Sonderlehren und Schwärmereien herüberzuziehen. Da sie aber sich auf nichts einließ, hat sie sogar das lieblose Urteil hören müssen, sie sei gar nicht bekehrt. Es besuchte sie auch der Pastor *Idel*, der eine ungesunde, schwärmerische Heiligungslehre vertrat. Sie hatte kein Ohr für ihn, bis er ärgerlich erklärte: „Dann gehe ich und schüttele Ihren Staub von meinen Füßen.“ Tante Hanna hat ihn ruhig schütteln und weiterziehen lassen.

Gemeinschaft brauchte Tante Hanna! Die sonntäglichen Gottesdienste, so schön sie waren, so viel Segen sie davon mitnahm, genügten ihr doch nicht. Sie wollte auch im Kreis der Gotteskinder über der aufgeschlagenen Bibel sitzen und sich mit ihnen im Gebet vereinigen. Sie war noch jung, da standen die Räume ihrer Wohnung schon für solche Zusammenkünfte offen. Eine prachtvolle Sache muß die „Kompanei“ gewesen sein, die sich um Hanna scharte. Eine Reihe von jungen Männern fand in ihrem Haus an der Riemenstraße eine Bleibe, meist junge Kaufleute. Die wurden ihre Gehilfen in der aufblühenden Arbeit im Elendstal und anderswo. Es war eine dem Dienst geweihte Schar, diese „Kompanei“. Die Leute haben auch noch später zusammengehalten, als sie durch Beruf und Lebensführung in alle Winde verstreut waren. Sie haben sich einmal zu einer Jubelfeier im Elendstal zusammengefunden und gerührt der schönen Zeiten gedacht, als sie alle in der ersten Liebe brannten und für ihren Heiland unterwegs waren. Bis in ihre letzten Tage hinein hat Tante Hanna an der Kompanei gehangen und sich gefreut, daß das dort geknüpft Band bis in die Ewigkeit hineinreichte. Sie sagte einmal: „Hier wird die Kompanei immer kleiner und im Himmel immer größer.“

Die Wuppertaler Gemeinschaftsleute in den Tagen von Tante Hanna haben ihren Anteil an Spott und Haß von seiten der Weltleute fröhlich auf sich genommen. Mit dem Mißtrauen der Kirche haben sie sich aber nicht

herumzuschlagen brauchen, wie es an anderen Orten oft der Fall gewesen ist. Es standen vielmehr von Anfang an und dann in immer wachsendem Maße die gläubigen Wuppertaler Pastoren in der Bewegung mit drin, und man achtete sie hoch, diese lieben brüderlichen Männer. Besonderen Ansehens erfreuten sich die beiden Pastoren *Rinck* und *Barner*.

Tante Hanna war das lebendige Band, das den Gemeinschaftskreis zusammenhielt. Sie hat selber nicht viel geredet. Aber sie war einfach die Seele des Ganzen. Es wurde ihr richtig wehmütig ums Herz, wenn die Reihen der Alten in der Gemeinschaft sich lichteten; dann rief sie um so dringlicher den Jungen zu: „*Wir müssen in der Gemeinschaft bleiben!*“ Wie freute sie sich, wenn der Austausch über dem Worte so recht lebendig war und die Reife des Alters mit dem frischen Tatendrang der Jugend sich paarte! Sie hatte viele lieb, unsere Tante Hanna, sie tat vielen Gutes, aber ihre Brüder und Schwestern aus der Gemeinschaft hatten nun doch einen besonders warmen Platz in ihrem Herzen. Gemeinschaft war für sie nicht nur ein Geschenk, erst recht nicht nur ein Mittel zum geistlichen Genuß, *Gemeinschaft war für sie eine Aufgabe*. Da hatte einer für den andern einzustehen, einer den anderen zu ermuntern, zu ermahnen, auch die Not und Last seiner Armut, seiner Krankheit mitzutragen. Ja, es ging lieblich und erquicklich zu in Tante Hannas Gemeinschaft am Arrenberg. Man mußte dem Kreis das Zeugnis ausstellen: *Wie haben sie doch einander so lieb!*

Im Blick auf all die Wunderlichkeiten und Unzulänglichkeiten, die auch unter den Gliedern des Arrenberger Geschwisterkreises und überhaupt unter den Gläubigen hin und her in Kirche und Freikirche noch reichlich zu sehen waren, konnte Tante Hanna von Herzen seufzen. Sie sagte dann wohl: „Es ist ein Ge-krabbel!“ Und dabei dachte sie auch an all die Spaltung und Uneinigkeit, die sie unter den Gotteskindern

sah. Aber das Gekrabbel hat sie niemals an ihren Brüdern und Schwestern irregemacht, es war ihr niemals willkommener Stoff zum Lästern und lieblosen Richten. Bei Tante Hanna stand die Liebe obenan, und wenn sie irgend konnte, kehrte sie alles zum Besten. Solche Leute sollten wir in Kirche und Gemeinschaft viele haben!

Vom Festefeiern und vom Feierabend

Die Feste im Elendstal — das waren die Höhepunkte im Leben unserer Tante Hanna. Wenn es da so richtig wimmelte von Gästen — dann war sie in ihrem Element. Gewiß war es schön, wenn die frommen Leute aus dem Wuppertal in hellen Scharen herzuströmten, sich erst an der irdischen Kaffeetafel erlabten und dann an die reich gedeckten Tische des Wortes Gottes sich setzten. Aber fast noch lieber waren der Tante Hanna die Zaungäste, die sich neugierig herandrängten oder auch schüchtern von fern standen. Darunter waren manchmal Landstreicher, die schon wegen ihrer zerrissenen Kleidung die Nähe der sonntäglich herausgeputzten Gäste scheuten. Für solche Leute hatte Tante Hanna ein wunderbar wachsames Auge und ein in Liebe überfließendes Herz. Sie hat sich an manchen dieser Zaungäste herangepircht und durch liebevolles Zureden seine Scheu besiegt. Besonders herzlich bekam er seinen Kaffee eingeschenkt, es wurde ihm ein gutes Plätzchen zugewiesen, wenn die Ansprachen angingen. Wenn Tante Hanna dann sah, wie solch ein Besucher die Botschaft des Evangeliums in den Bann zog, wie manchmal dicke Tränen über die Wangen rollten, dann jubelte ihr Herz, und dann stiegen still und unermüdetlich die Gebete zu Gott empor: „Herr, laß ihn einen bleibenden Segen mitnehmen!“

Das Festefeiern im Elendstal hat sich gelohnt. Das war bei allem Massenandrang nicht nur Betrieb. Bisweilen gingen die Besucher den Kaffeekannen, den Kuchenschüsseln und den Zuckerschalen so zu Leibe, daß Tante Hannas Helferinnen der Mut entsinken wollte. Aber es hat immer wieder gereicht. Einmal wurden die Zuckerschalen ein bißchen arg unbescheiden geplündert, da hat dann Tante Hanna beim nächstenmal gleich Kaffee, Milch und Zucker zusammen servieren lassen. In einer humorvollen plattdeutschen Ansprache hat sie den Besuchern die Ursache dieser Maßnahmen erklärt. Die haben sich das auch sagen lassen und sind bescheidener geworden.

Richtige Volksfeste waren es oft im Elendstal. Aber wie gesagt, das Festefeiern hat sich gelohnt! Da wurden die Netze des Evangeliums ausgeworfen und haben manchen gefangen, der nur ganz am Rande der Kirche stand oder sogar dem Heiland völlig fremd war. Einmal war eine Reihe von Männern dagewesen, die als Feinde des Evangeliums bekannt waren. Welchen Eindruck mochte das Fest auf sie gemacht haben? Nachdem Tante Hanna und ihre Helferschar alles abgeräumt hatten, machten sie sich etwas ängstlich auf den Heimweg durch den dunklen Wald. Da erkennen sie die Umrise einiger Gestalten. Tante Hanna ruft still den Herrn um Beistand an und geht dann beherzt auf die Leute los. Es sind jene Männer, von denen einer ganz bewegt zu ihr sagt: „Frau Faust, Ihr seid doch die einzige, die es gut mit uns meint! Ich danke Euch für das schöne Fest! Wir wollten ja Spektakel machen, aber wir konnten es nicht. *Wo habt Ihr bloß die Liebe her?* Ich habe ja für die ‚Fienen‘ nicht viel übrig gehabt, aber an Euch sehe ich, Ihr meint es ehrlich und gut mit uns armen und verachteten Leuten. Bisher habe ich meiner Frau und meinen Kindern verboten, ins Elendstal zur Bibelstunde und in die Sonntagsschule zu gehen; jetzt aber will ich sie nicht mehr hindern.“ Nicht nur

die Frau und die Kinder sind in die Versammlungen gekommen, schließlich der Mann selber.

Tante Hanna, du hast dich auf deinen Festen im Elendstal oft mächtig abgerackert. Aber es hat sich gelohnt! Viele sind im Elendstal dem Himmel nahegekommen, vielen war es an deinen Tischen, als ob ihnen schon ein Vorgeschmack kommender Herrlichkeit des Gottesreiches bereitet sei. Manche haben unter der geistesmächtigen Rede deiner Festprediger eine Begegnung mit Jesus erlebt. Aus Zaungästen und ängstlichen Neugierigen sind mehr als einmal solche geworden, die in der Gemeinschaft des Herrn und seiner Leute ihr Zuhause fanden. Wenn das dabei herauskommt, dann sind Feste eine gute Sache. Sonst hat man schon manchmal die Sorge, das christliche Festefeiern artet in Betrieb aus.

Bis in ihr hohes Alter hat Tante Hanna gewirkt. Am Himmelfahrtstag 1903, da war wieder so ein fröhliches Festgewimmel im Elendstal und Tante Hanna mittendrin. Aber auf einmal hat sie sich nach oben ins stille „Pastorenstübchen“ flüchten müssen. Ganz ermattet sank sie auf einen Stuhl und seufzte: „Es wird zuviel, es wird zuviel!“

Ja, die Kräfte ließen nach. Aber Tante Hanna begehrte keinen irdischen Feierabend. Es hätte manches befreundete Haus die alte liebe Pilgerin gern aufgenommen, damit sie noch ein paar Jahre Ruhe genieße. Doch sie konnte von ihrer geliebten Arbeit nicht lassen. Sie dachte sich's so: Mein Herr sollte mich gleich vom irdischen Arbeitsplatz in die himmlische Freude holen. Wenn Er mir Feierabend gebieten will, dann sollte Er mich auch bald heimziehen lassen.

Und so kam es auch. Der Samstag, der 12. Dezember 1903, war der letzte irdische Arbeitstag für unsere Tante Hanna. Da schleppte sie sich noch einmal mit schweren Lasten für ihre Armen ab. Dann aber mußte sie ins Bett, eine Lungenentzündung stellte sich ein.

Fieberphantasien überfielen sie. Zusammenhängendes hat sie kaum noch geredet.

Viele Zeichen der Liebe und Anteilnahme wurden der Kranken in ihr schlichtes Zimmer getragen. Beim Arzt, der Tante Hanna behandelte, wurde ständig telefonisch danach gefragt, wie es der Kranken ginge. Nun, ihr Herr ließ sie nicht lange leiden: am Mittwoch, dem 16. Dezember, ging sie heim. Als man einige Tage später, am Sonntag, dem 20. Dezember 1903, Tante Hanna zu Grabe trug, da gab es zuerst eine große Trauerfeier, bei der Fabrikanten und Arbeiter, vornehme Damen und ärmlich gekleidete Frauen nebeneinander im Gotteshaus saßen, alle vereinigt in der Trauer um die Entschlafene, alle wissend, daß mit dieser schlichten Frau aus dem Volke eine Große im Reich Gottes, eine Königin in der Liebe dahingegangen war.

Und dann erst der Leichenzug durch die Straßen Elberfelds! Solch ein Gefolge hat nie ein Oberbürgermeister gehabt! Am Eingang des Friedhofs mußte Polizei die andrängenden Volksmassen zurückhalten, damit die Teilnehmer des Trauerzuges zum Grabe gelangen konnten. Ein altes Mütterlein war etwas vom Leichenzug abgekommen und sollte nun nicht hereingelassen werden. Sie wurde ganz energisch und bestand darauf: „Eck well äwer to mine Hanna Faust!“ Man ließ sie durchschlüpfen.

Ansprachen und Lieder bezeugten den Segen, der von der Heimgegangenen ausgegangen war. Aber den Ruhm kriegte nicht sie, sondern ihr Heiland, den sie so kindlich geliebt, der sie so königlich hatte dienen lassen. *Das ist und bleibt allein wahre Größe, wenn einer in Opfer, Liebe und Dienst sein Leben lebt. Tante Hanna hat es getan. Ihr Andenken bleibt gesegnet.*

Mutter Fischbach

Großes Glück, harte Arbeit, tiefes Leid

Die Dritte im Bunde der Frauen, von denen dieses Büchlein erzählen will, ist die Mutter Fischbach. Ihr Leben ist recht in der Stille dahingegangen. Die größere Öffentlichkeit weiß von ihr nichts. Aber ich kenne doch etliche Leute, die noch heute in Dankbarkeit von ihr sprechen und ihr das Zeugnis geben, daß sie eine wahre Jüngerin Jesu gewesen sei. Es ist schön und stärkend, den Spuren des Segens zu folgen, die auch ein ganz schlichtes Menschenleben zurücklassen kann.

Wilhelmine *Jüngst* — so lautet Mutter Fischbachs Mädchenname — wurde am 3. Juni 1837 in Ferndorf bei Siegen geboren. Hart und einfach ging es in ihrer Kindheit und Jugend zu. Damals war das Siegerland noch nicht die Gegend mit den vielen Gläubigen und Gemeinschaften. Da waren die entschiedenen Christen noch spärlich gesät und wurden als die „Fienen“ weidlich verspottet. Wilhelmines Mutter war in ihrer Art eine fromme, ehrbare Frau. Aber was ein lebendiger Heiland ist, und daß man zu ihm ein persönliches Verhältnis haben kann — davon wußte sie nichts. Und doch hatte sie ein so frisches und festes Gemüt, daß die Leiden und Kümmernisse, die der dem Trunke ergebene Mann ihr bereitete, sie nicht zerbrachen. Wie tapfer sie alles trug! Wie sie nie die Achtung vor dem Mann verlor! Wie sie vor den Kindern die Autorität des Vaters nicht untergrub, sondern sie zur Ehrerbietung anleitete! Das war vorbildlich. Das Familienleben löste sich trotz ständiger Bedrohung niemals in ein wüstes Durcheinander und Gegeneinander auf.

Als dann aber die Mutter an den Heiland Jesus Christus von Herzen gläubig wurde, da hatte sie erst

recht die Kraft, mit ihrem Geschick fertig zu werden. Der an den Alkohol gekettete Vater staunte im stillen über die Tragkraft und Güte seiner Frau. Er blieb aber noch der alte. Wilhelmine hatte einen frühen Zug zu Gott und Gottes Wort. Bibelsprüche und Liederverse lernen — das war ihre Lust. Einige Jahre fiel ihr das Lernen bitter schwer. Das war, als epileptische Anfälle sie heimsuchten und auch das Gedächtnis in Mitleidenschaft zogen. Aber die Krankheit ging vorüber und ließ keine Spuren zurück. Von dem Schatz an Liedern und Sprüchen, den sie in der Zeit der Schule und des Konfirmandenunterrichts sammelte, hat Wilhelmine ein Leben lang dankbar gezehrt. Noch der Greisin war alles lebendig gegenwärtig.

Daheim ging's ärmlich zu. Geld war knapp, Brot oft nicht minder. Eine Reihe kleiner Kinder war zu versorgen. Da hat die Wilhelmine früh gelernt, zuzupacken und der Mutter zur Hand zu gehen, zumal die älteste Schwester Luise schwach und wenig widerstandsfähig war und für schwerere Arbeit ausfiel. Vier Kinder, zwei Jungen und zwei Mädchen, starben früh. In solch schwerem Erleben drang die Mutter Jüngst zu einem persönlichen lebendigen Glauben an den Heiland durch, und ihre Wilhelmine kam dem Herrn auch näher.

In Ferndorf entstand damals eine kleine Gemeinschaft. Es waren erst nur drei ältere Frauen und zwei junge Männer, die sich zusammentaten. In ihren Versammlungen ging es etwas trocken und steif zu. Man sang, las ein Gebet und eine Predigt. Dieser recht wunderbar zusammengesetzten Gesellschaft schloß sich nun die Wilhelmine Jüngst an. Sie war 17 Jahre alt, da kam es zur bewußten Übergabe ihres Lebens an den Herrn Jesus Christus. Fröhlich hat sie später über diese Wende ihres Lebens gejubelt: „Mit 17 Jahren hat mich mein Jesus an sein Herz gezogen. Er hat mich zu seinem Kind und Erben gemacht. Das ist die größte Tat, die ein Mensch erleben kann, vom Tode zum Leben

hindurchzudringen und nun ein Kind Gottes zu sein. Mein Jesus hatte längst an meinem Herzen gearbeitet. Als ich noch ein Schulkind war, fühlte ich schon meine Schuld, die vergeben werden mußte. Doch fehlte mir eine tiefere Erkenntnis derselben und vor allem wirkliche Reue und Schmerz über die Sünde. Der Geist Gottes knüpfte an die im Unterricht gelernten Bibelsprüche an und zeigte mir meinen verlorenen Zustand. Ich hatte nur meinen Jesus, an Menschen konnte ich mich in meiner Not nicht wenden, nur Gottes Wort und sein Geist haben mir geholfen. *Deshalb ist es auch von der allergrößten Wichtigkeit, wenn die Kinder in ihrer Jugend möglichst viele Bibelsprüche auswendig lernen; sie sind ein unverlierbares Eigentum, und der Geist Gottes kann das später in den Herzen lebendig machen.*“

Es gab einige Aufregung im Ort, als bekannt wurde: „Die Wilhelmine Jüngst ist zu den Muckern übergegangen!“ Sie war ja das erste junge Mädchen, das sich bewußt für den schmalen Weg entschied. Manchen Spott mußte sie ausstehen. Besonders die jungen Burschen waren erbost und drohten ihr die frommen Grillen auszutreiben. Sie aber war fröhlich in ihrem Heiland und hatte einen tapferen Mut, ihn vor den Leuten zu bekennen. Es bekümmerte sie nicht groß, wenn die Spötter die Fenster aufrissen und ihr nachriefen: „Quak, quak, du Quäkerin!“ Ihr Zeugnis blieb nicht ohne Widerhall. Ja, es brachte manche zum Nachdenken und war so wirkungsvoll, daß ein Mann aus Ferndorf dem achtzehnjährigen Mädchen zurief: „Du Verführerin, du verführst sie noch alle!“

Jetzt wurde es auch in der kleinen Gemeinschaft lebendig. Gebetbuch und Predigtbuch wurden beiseite gelegt. Aus dem Herzen stiegen die Gebete auf. Das Wort Gottes wurde gelesen und betrachtet. Es wurde ein feiner Austausch über der Bibel. Der kleine Kreis wuchs und wurde der Brandherd einer richtigen Erweckung. Auch Wilhelmines Schwester Luise kam dazu.

Die häuslichen Sorgen mehrten sich. Ein Familienrat wird gehalten, und der weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er Wilhelmine auf die Erzgrube abordnet. Mit noch fünf andern Mädchen aus dem Dorf zieht sie morgens um fünf Uhr los. Um sechs Uhr beginnt die Arbeit, die mit Unterbrechungen für die Mahlzeiten bis sieben Uhr abends dauert. Dann kommt wieder eine Stunde Heimweg, auf dem schleppt die todmüde Wilhelmine für die Mutter meist noch ein Bündel Reisig mit. Und der Verdienst? Täglich 1,20 Mark!

Mit kleineren Pausen hat die Tapfere die Arbeit im Bergwerk zehn Jahre ausgehalten. Und sie hat oft richtige Männerarbeit verrichten müssen. Als sie in die Bergwerksküche kam, wurde es dann leichter, und als die jüngeren Geschwister heranwuchsen und zu verdienen begannen, hat Wilhelmine zu Hause bleiben können. Aber da hat sie sich im Haus, im Garten und auf dem Feld redlich getummelt. Auch das Leben in fremden Häusern hat sie kennengelernt. Sie ist einige Male in Stellung gewesen.

Überall hat sie die Gemeinschaft mit den Kindern Gottes gesucht. Sie ist eine Zeitlang bei den Baptisten gewesen, später aber zur Landeskirche zurückgekehrt. Sie hat einmal gesagt: *„Ich habe alle Kinder Gottes lieb, mögen sie einer Gemeinschaft angehören, welcher sie wollen. Der Parteigeist ist mir sehr zuwider. Die Menschen verunehren dadurch den Namen Christi, wenn sie ihre Meinungen in den Vordergrund schieben. Der Satan trachtet nach Zertrennung, und die Uneinigkeit unter den Kindern Gottes ist ein Betrug des Teufels. Die Gläubigen müssen einig sein, wenn sie vom Herrn gesegnet sein wollen. Dazu gehört aber, daß sie sich untereinander herzlich lieben.“*

Wilhelmine hatte immer eine große Freude, wenn der Herr Menschen zu seiner Schar hinzutat. Aber wie jubelte ihr Herz, als es eines Tages der eigene Vater war, der arme, durch lange Jahre gebundene Trinker,

der ein Eigentum Jesu wurde und die Fesseln der Sünde abwarf! Doch nicht mehr lange dauerte das schöne, nun durch die Gnade Gottes so völlig erneuerte Familienleben. Der Vater ging bald heim.

Eines Tages erschien ein Mann aus dem Dorfe Oberfischbach, dem hatte es die Wilhelmine angetan, und er warb um ihre Hand. Sie war nicht abgeneigt, aber der Bewerber mußte sich die klare Frage gefallen lassen: „Sag, kennst du Jesus?“ Hermanns fröhliche Antwort lautete: „Das ist mein Heiland!“ Da gaben sich die beiden in diesem Heiland die Hand zum Lebensbund, und Mutter Jüngst stimmte von Herzen zu. Es wurde eine glückliche Ehe. Denkbar verschieden waren die beiden. Der Hermann war still und versonnen, überlegte viel und war langsam zur Tat. Die Wilhelmine war nicht fürs lange Grübeln, die packte immer frisch und beherzt zu. Eine Sache immer wieder hin und her drehen und besehen, das gab es bei ihr nicht! Der erste Gedanke galt ihr meist als der richtige, und sie hat damit keine schlechten Erfahrungen gemacht.

Auch in den Dingen des Glaubens war die Wilhelmine der unkompliziertere Teil. Seit ihrer Bekehrung konnten ihr Anfechtungen eigentlich nie mehr die Gewißheit des Heils verdunkeln, obwohl sie auch ihre Kämpfe hatte. Hermann Fischbach aber hatte oft große Not und war dann dankbar für das Amt des Tröstens und Aufrichtens, das seine Frau an ihm besorgte.

In Oberfischbach bauten die beiden sich ein Häuslein, dessen schönster Schmuck die sechs munteren Buben wurden, die darin heranwuchsen. Der Vater kehrte dem ihm gesundheitlich schädlichen Bergmannsberuf den Rücken und wurde Straßenbauer. Aber den bösen Husten, der seine Frau schon oft beunruhigt hatte, verlor er nicht mehr. Eines Tages erklärte der Arzt offen: „Frau Fischbach, Ihr Mann hat Kehlkopfschwindsucht.“ Gegen diese schleichende Krankheit war kein Kraut gewachsen.

Die Not die jetzt begann! Da mußten die 6 Jungen versorgt werden. Da mußte die Mutter ständig für den kranken Vater auf dem Posten sein. Einnahmen gab es keine mehr. Den Kranken beschwerte die Sorge: „Wie geht es mit meinen Lieben weiter, wenn ich nicht mehr bin?“ Die Wilhelmine vertraute ihrem himmlischen Vater und hatte bei allem ein stilles und getrostes Herz.

Ein strahlender Frühlingstag war der 10. Mai 1882. Ins Krankenstüblein drangen das frohe Leuchten der Sonne und der muntere Singsang der Vögel. Der Vater spürte: Es geht zu Ende. Er schaute dem Tod ruhig entgegen. „Frau“, sagte er ganz zuletzt noch, „nicht wahr, die Kinder versuchst du früh unter den Schall des Wortes Gottes zu bringen?“ Dann war er daheim.

Der Glaube sieht Gottes Herrlichkeit

Wilhelmine wurde eine Witwe nach dem Herzen Gottes. Voll Vertrauen hing sie sich an ihren Herrn, und er ließ sie mannigfach seine Treue und Durchhilfe erfahren. Mutter Fischbach liebte geistliche Lieder. Sie hat auch selber solche gedichtet. Die sind zwar nicht gesangbuchreif, aber es ist die Kraft ihres kindlichen Vertrauens darin. Dankbar nahm sie den Trost an, den die Glaubenserfahrung der Liederdichter anbietet. Ein Vers wie dieser war so recht nach ihrem Sinn:

Wie Er mich durchbringt, weiß ich nicht;
doch dieses weiß ich wohl:
daß Er, wie mir sein Wort verspricht,
mich durchbringt wundervoll.
Wie Er die Nacht vor mir erhellt,
ja wie? Das weiß ich nicht.
Doch dies, daß es mir niemals fehlt
für einen Schritt an Licht.

Es hat oft mächtig gekracht und geblitzt, und Sorgen haben sich getürmt im Leben Mutter Fischbachs und

ihrer sechs Kinder. Dann tat sie das, was sie in einem ihrer Lieblingssätze immer wieder aussprach: „*Ich habe einen großen Gott, und hinter den habe ich mich immer versteckt.*“ Für sie gab es tatsächlich eine himmlische Bank, von der immer wieder abheben zu dürfen, was zum Durchkommen nötig war, sie fröhlich gewiß blieb. Ihrem Vater im Himmel gehörte ja alles Silber und Gold der Erde, warum sollte er nicht davon auch in ihre Armut hinein austeilen? Allerdings hat sie sich nicht auf die faule Haut gelegt und bloß auf Wunder gewartet. Zunächst hat sie selber die Hände gerührt. Das Haus war immer reinlich, die Hosen der Buben stets geflickt. Und dann ging die Mutter noch auf Tagelohn. Da blieb es nicht aus, daß sie manchmal noch nachts um ein Uhr am Waschfaß stehen mußte.

Diese vielbeschäftigte Frau hat Zeit für die Bibel und das Gebet gehabt. Im Gebet waren nicht etwa die Sorgen des Haushalts und der Nahrung die Hauptsache. Auch die brachte sie vor Gott. Aber daß Gottes Reich sich ausbreitete, daß Sünder zurechtkamen, das war ihr viel wichtiger. Sie flehte: „*Herr, rette, was sich retten läßt! Hilf, daß Dir Kinder geboren werden wie der Tau aus der Morgenröte! O mein Vater, gib meinem Heiland eine unzählbare Schar zur Beute, weil Seine Seele gearbeitet hat!*“ Das Blut pries sie, das teure Blut Jesu Christi, in dem Sünder das ewige Heil finden. Daß auch ihre Kinder ein Eigentum des Herrn würden, darum flehte sie unermüdlich.

Ja, die Kinder! Sie machten mancherlei Krankheiten durch, aber der Herr half. Sie waren oft rechte Rangen, dann scheute die energische Mutter nicht, zum Stock zu greifen. Weichlichkeit war ihr fremd. Sie hielt sich wacker an die biblischen Erziehungsregeln, die die Rute nicht verachten, sondern ihren Gebrauch angelegentlich empfehlen. Aber sie schlug nicht rasch, unüberlegt, im Zorn, bei jeder Kleinigkeit. Oft ge-

nügte ein trauriger Blick von ihr als Strafe. Oft ersparte echte Reue den Buben den Stock.

Die Jungen lernten früh arbeiten. Alle mußten sich beteiligen, wenn der große Haushalt reibungslos funktionieren sollte. Da mußten Kartoffeln geschält, da mußte Holz herbeigeholt und die Stube gefegt werden. Spielen kam erst dran, wenn die Arbeit getan war. Die Jungen hätten die reinsten Engel sein müssen, wenn sie sich der Zucht und Weisheit der Mutter, die sie so früh an die Arbeit trieb, immer willig gebeugt hätten. Sie haben oft genug gemurrt und ihre sorgloseren Kameraden beneidet. Noch schwerer wurde ihre Bürde, wenn sie vom 12. Lebensjahre an morgens um elf Uhr die Schule verließen und für sechs Stunden ins Bergwerk einrücken mußten. Mehr als zwölf Mark im Monat konnten sie als Ertrag ihrer sauren Arbeit nicht in der Mutter Hände legen.

Aber wunderbar, wie Gott die Mutter Fischbach und ihre Bubenschar durchbrachte! Vom Geldleihen hielt die Mutter gar nichts. Aber einmal war die Not so groß gewesen, da hatte sie es tun müssen. Nun sollte das Geld — dreißig Mark — zurückgezahlt werden, aber es war keins da. Die Mutter vertraute: Gott läßt mich nicht im Stich. Dem Sohn August wollte diese Zuversicht der Mutter gar nicht einleuchten, er bangte: Wo kriegen wir bloß das Geld her? Und siehe da, der „ungläubige Thomas“ wurde beschämt! Gerade dreißig Mark brachte der Briefbote nach einigen Tagen. Absenderin war eine unbekannt reiche Dame aus dem Wuppertal. Bei der war eine Nichte von Mutter Fischbach in Stellung. Sie hatte sich bei dem Mädchen nach deren Familie und Verwandtschaft erkundigt und erfahren, wie mühselig die Witwe Fischbach sich und ihre sechs Jungen durchbringen müsse. Die Dame ließ sich sofort die genaue Anschrift der Bedrängten angeben, schickte einen Eilboten mit dreißig Mark zum Postamt und wurde so in großer Not die gottgesandte Helferin.

Ähnliche Erfahrungen machte die Mutter Fischbach immer wieder. Aber viel größer war doch noch ihre Freude darüber, daß an den Herzen der Kinder der Heiland sein Werk hatte. Zwei der Jungen traten in einer Silvesterversammlung auf den Weg mit Jesus. Nun hofft und bangt die Mutter für ihren Albert. Der hat sich der Musik verschrieben, seine Geige spielt lustig zum Tanz auf. Die Mutter ermahnt ihren Jungen ernstlich, eine Zeitlang vertauscht der auch den Tanzboden mit dem Besuch des Jünglingsvereins, doch dann geht er wieder, die alten Wege. Im Kämmerlein ringt die Mutter um ihres Kindes Seele und läßt die Zuversicht nicht fahren, daß Gott ihren Albert nicht verderben läßt.

Mit dem Jungen geht es immer weiter bergab. Am Ende kommt eine ganz böse Sache. Anlässlich einer militärischen Musterung in Siegen gibt es eine handfeste Keilerei zwischen den jungen Burschen verschiedener Dörfer. Dabei wird der Albert so jämmerlich zugerichtet, daß man an seinem Aufkommen zweifelt. Ja, wäre nicht einer aus den Reihen der gegnerischen Partei seinen eigenen, von Bier und Wut erhitzen Kumpanen entgegengetreten, die hätten den Albert glattweg totgestochen! Das gibt schwere Wochen auch für die Mutter. Sie läßt nicht ab zu flehen: „Herr, laß mein unbekehrtes Kind nicht sterben!“

Das Wunder, über das der Arzt nur staunend den Kopf schüttelt, geschieht: Albert bleibt am Leben und genest rasch. Aber sein Herz bleibt weiter trotzig, so daß die Mutter sich bange fragt: „Welche Sprache soll Gott denn nun noch reden, damit endlich mein verstocktes Kind sich aufmacht und zu seinem Herrn kommt?“ Der Tod seines besten Freundes, der mit einundzwanzig Jahren plötzlich dahingerafft wird, erschüttert den Albert tief, aber er bekehrt sich nicht. Mutter Fischbach muß noch warten. Der Junge verheiratet sich und zieht in eine andere Stadt. Dort hält die Heilsarmee

eine Evangelisation ab. Da ist endlich die Stunde gekommen, in der Albert und seine Frau mit ihm das Leben dem Herrn übergeben. Es gibt einen gründlichen Zerbruch unter dem Kreuz Jesu Christi und dann ein Frohwerden in der Vergebung. Solch einen herrlichen Brief hat der Postbote der Mutter Fischbach lange nicht ins Haus gebracht wie den, in dem Albert mitteilt, daß seinem Hause das große Heil widerfahren ist.

Ja, Mutter Fischbach hat viel vertraut und viel erfahren, daß der Glaube nicht ins Blaue hinein sich ausstreckt, sondern an Gottes Herz dringt und Wunder erlebt. Wie hätte sie vom Glauben darum nicht hoch halten sollen, so, wie es ein schönes Gedicht, das sie sehr liebte, tut:

Der Unglaub spricht: Soll's denn ganz nachten?
Der Glaube: Sonne, stehe still!
Der Unglaub: Sollen wir verschmachten?
Der Glaube: Starrer Felsen, quill!
Wenn Sara ihre Tage zählet,
hört Abraham auf Gottes Wort.
Wenn Saul den schweren Harnisch wählet,
zieht David mit der Schleuder fort.
Der Unglaub hat noch nicht gedroschen,
da ißt der Glaube schon sein Brot.
Der Unglaub zählet seine Groschen,
der Glaube kennet keine Not.
Sieht Unglaub nichts als düstre Nächte,
sieht Glaube schon den Sonnenstrahl.
Sieht Unglaub nur des Schicksals Mächte,
erblickt der Glaube Gottes Mahl.
Wenn jenem alle Hoffnung flieheth,
erhebet dieser kühn sein Haupt.
Der Unglaub glaubet, was er siehet;
der Glaube siehet, was er glaubt.
Der Unglaub will den Höchsten meistern,
der Glaub erträgt gar Menschenspott.
Der Unglaub haust mit trüben Geistern,
und sieh, der Glaube ruht in Gott.

Mutter Fischbachs Wanderwege

Unter den Söhnen der Mutter Fischbach war auch der August. Der arbeitete sich vom Bergmann zum Lehrer empor. Die Zeit der Ausbildung war zwar hart, aber Gott half durch. Wie verfolgte die Mutter aus der Ferne das Lernen und Vorwärtskommen ihres Jungen! Er war mitten in den Examensvorbereitungen, da bekam er einen jubelnden Brief der Mutter: „Bei uns ist eine Erweckung im Gang. Auch Dein Bruder Emil ist vom Herrn erfaßt worden.“ Nach dieser besonderen Freude nahm die Mutter dann auch das bestandene Lehrerexamen ihres August als Zeichen der göttlichen Treue und Durchhilfe fröhlich hin. Als der frischgebackene junge Lehrer auf die erste Stelle in der Gegend von Hagen reiste, da nahm er sein Mütterlein mit. Die sollte nun, nachdem sie so lange und schwere Jahre sich für ihre sechs Jungen abgerackert hatte, immer bei ihm bleiben und es gemütlicher haben.

Mutter Fischbach war noch nicht oft auf der Eisenbahn gefahren. Die wechselnden Bilder der Landschaft draußen machten ihr Freude. Aber wichtiger war ihr, was drinnen im Abteil geschah. Sie wies die Fahrtgenossen auf das Heil ihrer Seele, das bloß der Herr Jesus verbürge, liebevoll hin. Besonders einem jungen Mann mit einem schneidigen Schnurrbart wandte sie sich eifrig zu. Der hörte aber höchst gleichgültig die Reden der alten Frau an und drehte fortwährend an seinem Schmuckstück von Schnurrbart herum. Das fiel der Mutter Fischbach schließlich auf die Nerven, und sie schalt ihn: „Es scheint mir fast, als ob Sie sich um Ihren Schnurrbart mehr kümmern als um den lieben Gott.“

Am neuen Wohnort sah die liebe Mutter ihre Aufgabe nicht nur darin, ihrem Jungen den Haushalt zu führen, sondern sie suchte die Verbindung mit den

Gläubigen und schaute nach Menschen aus, denen sie vom Heiland sagen konnte. Sie war nicht zimperlich in ihrer Art, die Leute anzufassen. Dem Sohn kam das gelegentlich etwas zu massiv vor. Unermüdlich nahm Mutter Fischbach die Reinemachefrau der Schule aufs Korn. Sie suchte der braven Frau das Zutrauen zu ihrer Rechtschaffenheit zu zerschlagen, damit Raum würde für den Glauben an die freie Gnade Jesu Christi. Richtig zornig wurde die Putzfrau manchmal, aber sie suchte immer wieder Mutter Fischbachs Gesellschaft. Sie spürte einfach die Liebe, auch wenn sie nicht gerade gelinde behandelt wurde.

Später, nach vielen Jahren, fand sie auch noch den Heiland.

Bald kam eine Schwiegertochter ins Haus. Sie achtete die alte, erfahrene Mutter als Menschen und als Christin hoch. Die Mutter ihrerseits gewährte der jungen Frau Raum zum Wirken und zur Selbständigkeit. Bisher hatte sie im Hause allein bestimmt; nun aber gab sie von ihrer Herrschaft her, was der Schwiegertochter zustand. Spannungen blieben natürlich nicht ganz aus. Aber es war doch eine schöne, friedliche Atmosphäre im Hause. Die Mutter hat nun mehr freie Stunden. Die verbringt sie gern in ihrem Stüblein über ihrer Bibel. Sie sinnt den Wegen und Führungen Gottes in ihrem Leben nach. Sie überdenkt und betet die Liebe Jesu an, die sie errettet hat. Was ihr Herz bewegt, strömt sie in schlichten, manchmal etwas holprigen, aber immer tief und wahr empfundenen Versen aus. Sie hat manches Heft vollgeschrieben mit eigenen und fremden Gedichten. Ein Verslein sei angeführt:

Ich wandle noch hienieden
im schlichten Pilgerkleid.
Doch in Ihm hab' ich Frieden
und wahre Seligkeit.

Er ist ja meine Wonne,
mein' Freud' und meine Kron',
ist meine Lebenssonne,
die nie kann untergehn.

Bald wurde es im Schulhaus lebendig. Gott schenkte den Lehrern eine Reihe gesunder Kinder. Mutter Fischbach freute sich mit. Nun gab es vermehrte Gebetsarbeit. Was die Großmutter für ihre Enkelkinder ersehnte — ein Gedicht mag es ausdrücken:

Unendlich ist des Menschen Sehnen,
unendlich muß sein Erbteil sein.
Das Endliche ist viel zu klein,
ihn zu befriedigen; seinen Tränen
genügt kein trügerisches Wähnen,
kein toter, wesensloser Schein.

O wenn sein Blick gen Himmel eilet,
wenn er, was unten ist, vergißt,
im Geist die Ewigkeit durchmißt,
wenn er am Thron des Höchsten weilet,
dann schweigt sein Sehnen, dann nur heilet
die Wunde, die sonst ewig ist.

Aus der Hagener Gegend führt der Weg des jungen Lehrers zu einem kurzen Zwischenspiel in ein einsames Dorf des Sauerlandes. Dann findet er eine schöne lange Lebensaufgabe in Heisheid im lieblichen oberbergischen Land.

Am 1. April 1905 ist der Einzug ins Schulhaus in Heisheid in der Gemeinde Denklingen. Die alte Mutter lebt sich schnell ein. Sie hilft im Garten und im Haushalt immer noch mit. Aber wie freut sie sich auch über ihr Kämmerlein, wo sie über der Bibel sitzt und ihre Hefte mit Gedichten und Erfahrungen vollschreibt, wo sie so manchen lieben Besuch empfängt und Austausch hat mit Leuten Jesu, wo sie vor allem sich dem Gebet widmet! Die Kinder Gottes wissen: Da oben, wo das Fensterlein offen ist, da wohnt die Mutter Fischbach, da ist ein stilles Heiligtum.

Sie hat gern geschrieben, die Mutter Fischbach, alle möglichen Briefe an alle möglichen Leute. Aber es waren nie seichte Schwätereien darin. Ich habe selber solch einen Brief in den Händen gehabt. Der war veranlaßt durch einen Geburtstagskuchen für die Drei- undachtzigjährige, den gute Freunde ihr übersandt hatten. Welch eine Freude und kindliche Dankbarkeit an der geringen Gabe spricht aus den Zeilen! Dann geht die alte Christin bald von der irdischen Gabe des Geburtstagskuchens über zu der Fülle von herrlichen, himmlischen, ewigen Gaben, die die Jesusleute in ihrem Heiland haben. Wieder fließt es in Versen dahin, was sie im Blick auf ihren Heiland empfindet an Jubel und Dank, an Gelöbniß und Erwartung:

Wenn am Abend meines Lebens
Gottes Güte wundergroß,
was wird's erst da droben geben,
wenn ich ruh' in Vaters Schoß!

Eilen möcht' ich meine Straße,
um so bald als möglich nur
sinken hin zu seinen Füßen,
loben, preisen, danken nur.

Er hat mir in meinem Leben
lauter Gutes nur getan,
drum lobsingeln möcht' ich heute,
preisen, loben ohne Zahl.

Jesus ist mein ein und alles,
meine Freude, meine Kron',
o wie werd' ich hoch Ihn rühmen,
wenn ich steh vor seinem Thron!

Ganze siebzehn Jahre hat der Herr der Mutter Fischbach im Schulhaus zu Heischeid noch zugelegt. Sie hat noch durch dunkle Täler gehen müssen. Erinnern wir uns, wie die Mutter lange um ihren Sohn Albert gebangt und gebetet hat? Und wie der endlich zurecht-kam? Nun rafft ihn ein Sturz vom Kirschbaum plötzlich dahin. Die Frau und sieben unmündige Kinder bleiben zurück. Die Mutter fährt zur Beerdigung. Am

offenen Sarg sagt sie: „*O du mein geliebter Sohn, wie weh tut mir mein Mutterherz, und doch kann ich keine Totenklage halten! Wie fröhlich bin ich, daß ich dich im Himmel weiß, wo es kein Leid und Geschrei mehr gibt! O wäre ich auch schon da!*“ Dann wendet sie sich zu den Umstehenden und wird zur Evangelistin: „Da könnt ihr sehen, wie kurz, ernst und flüchtig unser Leben ist. Wenn mein Sohn nicht gläubig gewesen wäre, würde er jetzt nicht im Himmel sein. Zwischen uns und dem Tode ist nur ein Schritt. Bedenkt das und sorgt dafür, daß ihr nicht verlorengeht!“

Der alten Pilgerin wird noch ein größeres Leid aufgelegt. Da ist der Sohn Ernst, der hat einmal einen Anfang mit Jesus gemacht, seine Frau auch. Aber sie sind reich geworden, und das wurde ihnen zum Verderben. Ernst hat zu trinken angefangen. Im betrunkenen Zustand hat er einmal einen Wortwechsel mit seiner Frau, ein rasender Zorn packt ihn, und er schießt die Frau nieder. Was hat Mutter Fischbach innerlich durchgemacht, als diese schreckliche Nachricht zu ihr kommt! Das Gericht beurteilt den Fall milde, weil der Täter im Dämmerzustand, ohne eigene Verantwortlichkeit, gehandelt hat. Er selber kann sich nicht mehr an das scheußliche Verbrechen erinnern. Aber die Schuld vor Gott ist damit nicht aufgehoben. Nun schreit die alte Mutter zu Gott um ihren Sohn. Wird er noch zu recht kommen? Mit allen Fasern ihres Glaubens klammert die Leidgeprüfte sich an die Verheißung ihres Gottes: „*Glaube an den Herrn Jesus Christus, so wirst du und dein Haus selig!*“

Der Ernst ist selig geworden! Zwar für diese Erde war seine Kraft nach Leib und Seele zerbrochen. Als im Mai 1914 sich die Natur fröhlich belebt, da schickt sich in seinem einsamen und traurigen Haus der Ernst zur letzten Reise an. Allen Trost in dieser schweren Heimsuchung schöpft die alte Mutter aus dem Wort der Gewißheit, das der Ernst kurz vor dem Sterben

gesagt hat: „Ich habe Frieden, Jesus hat auch für mich das Lösegeld bezahlt.“

Immer mehr wächst das Heimweh der Pilgerin nach der ewigen Heimat, zu der in so kurzer Zeit zwei ihrer Kinder ihr vorangegangen sind. Man kann sie mit Gesprächen über die irdischen Sachen selten noch fesseln. Aber lebendig wird sie, wenn die himmlischen und ewigen Dinge zur Sprache kommen. Als der Weltkrieg 1914 bis 1918 tobt, nimmt sie allerdings noch regen Anteil am Schicksal des Vaterlandes. Ihr Hauptgeschäft ist jetzt erst recht das Beten und das Briefeschreiben. So ein Brief von der Mutter Fischbach hat manchen an der Front gestärkt.

Das traurige Ende des Krieges hat sie noch erlebt. Als sie am 3. Juni 1920 den dreiundachtzigsten Geburtstag feiert, ist sie immer noch recht rüstig. Doch dann beginnt leise der Abbau der Leibeshütte. Auch das Reden verliert an Klarheit. Allerdings wenn Mutter Fischbach betet, dann ist immer noch bewundernswerte Ordnung in ihren Gedanken. Das Heimweh wird übermächtig, sie kann richtig ungeduldig werden, weil es mit dem Sterben so lange dauert. Sie ruft auf: „*Ich will nach Hause, ich will jetzt sterben!*“ Sie war ja immer eine rasche und entschlossene Frau; auch das Sterben hätte sie gern in ihrer schnellen Weise erledigt. Aber da hat sie noch das Warten lernen müssen und auch gelernt. Am 26. Juli 1922 ging sie heim. Ihre letzten, mit großer Anstrengung leise gesprochenen Worte lauteten: „*Bei Jesus sein, alles genug!*“

Die Bibelleserin, die Bekennerin, die Seelsorgerin

Es ist ein schlichtes Leben vor uns abgerollt, ein Leben voll Mühe und Last, ein Leben in kleinen und engen Verhältnissen, ein Leben aber eines Menschen,

der geglaubt und darum die Herrlichkeit Gottes gesehen hat.

Worauf gründet sich lebendiger Glaube? Auf's Wort. Die Erfahrungen, die er macht, stärken ihn und machen ihn fröhlich; aber sein Ausgangspunkt und die Kraft, von der er täglich lebt, sind nicht seine Erlebnisse, sondern das Wort Gottes. Das war auch bei Mutter Fischbach so: Sie hat die Bibel liebgehabt und hoch in Ehren gehalten. Sie hat nicht nur flüchtig die Bibel durchblättert, sie hat sie regelrecht studiert. Sogar in den früheren Jahren, als sie oft bis Mitternacht am Waschfaß stand, hat sie sich Zeit für Gottes Wort genommen. Später dann, vor allem im Dachkämmerlein des Heischeider Schulhauses, hat das Buch der Bücher eigentlich immer aufgeschlagen vor ihr gelegen, und da ist ihr Geist unermüdlich durch die weite Welt der Bibel mit ihren herrlichen Gottesgedanken gereist.

Wer mit ihr Gespräche über die Bibel führen wollte, der mußte schon Bescheid wissen. Mutter Fischbach hat gelegentlich mit Theologen liberaler Abkunft die Klängen gekreuzt. Die haben schnell Respekt vor der Bibelfestigkeit ihrer Gegnerin gekriegt und haben sich meist kein zweites Mal mit ihr eingelassen! Wo es mit der Bibel zu antworten galt, war Mutter Fischbach eigentlich nie verlegen. Sie wußte nicht nur die Sprüche als solche, sondern in den meisten Fällen auch das Buch und das Kapitel, wo sie standen. Wie sie in ihrer Bibel zu Hause war, das wurde am schönsten erst in ihrem letzten Lebensjahr deutlich, als sie nicht mehr selber forschen konnte, sondern sich vorlesen lassen mußte: Da wußte sie immer, wie der folgende Vers anfang, und diese verblüffende Kenntnis umfaßte nicht nur die bekannten Kernkapitel der Bibel, sondern häufig recht unbekannte und abgelegene Abschnitte. Immer wieder wurde die treue Bibelleserin von der Schönheit und dem Reichtum des Wortes Gottes überwältigt, so daß sie ausrief: „*Wie köstlich ist doch Dein Wort, mein*

Gott und Heiland, wie wohl tut es meiner Seele! Dein Wort ist süß, ist uns ein Paradies! Es ist süßer denn Honig und Honigseim und viel köstlicher denn Gold und feines Gold!“ Gern hat Mutter Fischbach sich mit anderen Kindern Gottes über biblische Fragen unterhalten. Mit einem ihr befreundeten Pfarrer hat sie sich sogar mündlich und schriftlich über das rechte Verständnis des Hohenliedes ausgetauscht. Auch da konnte sie mitreden.

Daß es für sie ein liebes und fleißig geübtes Geschäft war, ihren Herrn zu bekennen, haben wir schon gehört. Jeder sollte es wissen, was Jesus für ein herrlicher Heiland sei. Jeder sollte zu Ihm gelockt werden. Als einmal kurz nach der Geburt des ersten Enkelkinds gleich dreizehn Frauen aus der Nachbarschaft auf einmal der jungen Mutter ihre Aufwartung machten, ließ sich Frau Fischbach die herrliche Gelegenheit natürlich nicht entgehen, diesen recht braven und kirchlichen, aber vom Geheimnis der Wiedergeburt völlig unberührten Besuchern ein Zeugnis von ihrem persönlichen Heiland zu sagen und ihnen unmißverständlich einzuschärfen, daß ohne eine klare Hinwendung zum Herrn niemand seines Heils froh und gewiß werde. Die Frauen machten von ihrer harmlosen Frömmigkeit her wohl ihre Einwendungen gegen Mutter Fischbachs Theologie, konnten aber gegen ihre Bibelfestigkeit nichts ausrichten. Sie wurden mit folgenden Sätzen entlassen: „Denken Sie einmal darüber nach, was ich Ihnen gesagt habe! Sie werden mir das doch nicht übelnehmen, ich kann nicht anders, ich muß Ihnen das sagen, und es ist mein innigster Wunsch, Sie ewig glücklich zu wissen. Werden wir uns wiedersehen? Auf Wiedersehen denn, wenn nicht hier, dann droben im Himmel! Gott gebe es, Er sei mit Ihnen und begleite Sie in Ihr Heim!“

In vielen Gesprächen stellte Mutter Fischbach die Frage: „*Kennen Sie Jesus als Ihren persönlichen Heiland?*“ Sie war nicht geneigt, von dieser Entscheidungs-

frage die Theologen auszunehmen. Einmal am Tauf- tag eines Enkels saß der Pastor des Ortes mit ihr zu- sammen. Dieses Mal hatte sie Hemmungen, ihre be- rühmte Frage zu stellen. Der Sohn hatte ihr Zurück- haltung empfohlen. Das Gespräch will nicht recht in Fluß kommen und erst recht nicht auf das religiöse Gebiet hinüberwechseln, bis sich Mutter Fischbach einen Ruck gibt und sagt: „Herr Pastor, Sie haben doch einen köstlichen Beruf. Ich kenne keinen schöneren und wich- tigen. Sie sollen Seelen zu Jesus führen, damit der Lohn seiner Schmerzen groß werde. Herrlich, daß man seiner Seligkeit völlig gewiß werden darf!“ Und dann folgt irgendein Vers aus ihrem unerschöpflichen Lieder- quell, der die Heilsgewißheit rühmt.

Nun ergreift auch der Pastor das Wort und meint: „Liebe Frau Fischbach, kann man das wirklich so genau wissen, ob man in den Himmel kommt? Ich hoffe ja auch, durch die Gnade selig zu werden. Aber ich wage nicht zu sagen, daß es gewiß ist.“ Gegen diese unbib- lische „Bescheidenheit“ hält Mutter Fischbach fröhlich das gute Recht der Heilsgewißheit fest.

„Was machen Sie aber dann mit den Bibelstellen, die von der Hoffnung handeln und damit doch die Gewißheit ausschließen?“ fragt der Pastor. „Ich will Ihnen einige nennen: ‚Seid fröhlich in Hoffnung!‘ ‚Setz'et eure Hoffnung ganz auf die Gnade, die euch angeboten wird durch die Offenbarung Jesu Christi!‘“ Da kann sich Mutter Fischbach nur wundern über die Künstelei, mit der hier „Hoffnung“ gegen „Gewißheit“ ausgespielt werden soll. Sie erklärt, daß die Hoffnung der Bibel nichts mit Ahnen und Meinen zu tun habe, sondern nichts anderes als handfeste Gewißheit sei.

Dann wartet sie ihrerseits mit Bibelsprüchen auf: „Wir wissen, daß wir aus dem Tode in das Leben ge- kommen sind; denn wir lieben die Brüder.“ 1. Joh. 3, 14. — „Meine Lieben, wir sind nun Gottes Kinder, und es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir

wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir Ihm gleich sein werden; denn wir werden Ihn sehen, wie Er ist.“ 1. Joh. 3, 2. — „Ich weiß, an wen ich glaube, und ich bin gewiß, Er kann mir bewahren, was mir beigelegt ist, bis an jenen Tag.“ 2. Tim. 1, 12. — „Ja“, meint beim Abschiednehmen der Pastor, „da steht nun schein'ts Bibelwort gegen Bibelwort. Da muß nun jeder seiner Meinung gewiß sein.“

Jetzt noch ein letzter Blick in die Seelsorge, in das priesterliche Wirken dieser schlichten und doch so königlichen Frau! Da ist ein junger Theologe zu ihr gekommen. Gleich beim ersten Blick erkennt Mutter Fischbach: „Ein armer Wicht, ein Mann ohne Frieden, mit unseligen Bindungen!“ Sie sagt ihm das auf den Kopf zu, und der Mann bestätigt es erschrocken. „Mutter, beten Sie mit mir!“ flehte er. Die beiden sitzen in Mutter Fischbachs Stüblein lange beieinander; gebetet, richtig geschrien hat sie für den Verirrten zu Gott. Es ist, als ob die Dämonen den armen Kerl in den Krallen hätten. Auch er schreit: „Herr Jesus, erbarme Dich meiner! Herr Jesus, erbarme Dich meiner!“ Schließlich erhebt sich die Mutter Fischbach und legt dem Armen die Hände auf den Kopf und sagt mit ernster, eindringlicher Stimme: „Im Namen Jesu von Nazareth, des Sohnes Gottes, gebiete ich dir, du böser Geist: Fahre aus!“ Es war eine unheimliche Luft im Zimmer und im ganzen Haus. Der Sohn und seine Frau merkten es deutlich. Ja, die junge Frau spürte es direkt körperlich, so daß sie für ganze acht Tage matt und zu jeder Arbeit unfähig war.

Der Mann kam zurecht. Mutter Fischbach aber kannte ihre Bibel, und darin hatte sie gelesen von den bösen Geistern, die ausfahren, aber mit Verstärkung wiederkommen und dann einen Menschen um so mehr quälen können. Darum hielt sie um den jungen Mann nach seiner Abreise starke und treue Hände des Gebetes und war fröhlich und dankbar erleichtert, als

ein Kärtlein von ihm kam, das mit den Worten schloß:
„Mit treuem, herzlichem Gruß an Sie und die Ihrigen
alle zeichnet in dem Herrn und Heiland F. B.“

So, nun ist's genug von der Mutter Fischbach! Du hast bisher nur die Namen von Eva von Tiele-Winkler, Mathilda Wrede und anderen gesegneten Mägden Gottes gekannt. Aber was wußtest du von der Mutter Fischbach? Freust du dich jetzt nicht mit mir, daß Gott unter den ganz schlichten und unbekanntem Leuten solche Segensträger hat?

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunderwege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernsten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Meisters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden war.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blickeerweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 1 E. Senf: **Friedrich von Bodelschwingh**. Der Vater des Bethel-Werkes.
- 2 W. Busch: **Pastor Wilhelm Busch**. Ein fröhlicher Christ.
- 3 A. Münch: **Johann Christoph Blumhardt**.
- 4 F. Seebaß: **Carl Hilty**. Jurist, Historiker und Christ.
- 5 E. Bunke: **Samuel Keller**. Gottes Werk und Werkzeug.
- 6 M. Wurmb von Zink: Was ich mit Jesus erlebte.
- 7/8 F. Seebaß: **Matthias Claudius**. Der Wandsbecker Bote.
- 9/10 F. Seebaß: **Mathilda Wrede**. Die Freandin der Gefangenen und Armen.
- 11 M. Spörlin: **Heinrich Jung-Stilling**. Wanderer an Gottes Hand.
- 12/13 F. Seebaß: **Paul Gerhardt**. Der Sänger der evang. Christenheit.
- 14 F. Seebaß: **Johann Sebastian Bach**. Der Thomaskantor.
- 15 A. Roth: **Eva von Tiele-Winckler**. Die Mutter der Vereinsamen.
- 16/17 A. Pagel: **Otto Funcke**. Ein echter Mensch — ein ganzer Christ.
- 18/19 C. H. Kurz: **Toyohiko Kagawa**. Der Samurai Jesu Christi.
- 20 E. Bunke: **Curt von Knobelsdorff**. Der Herold des Blauen Kreuzes.
- 21 H. Petri: **Henriette von Seckendorff**. Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen.
- 22/23 A. Pagel: **Jakob Gerhard Engels**. Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.
- 24 J. Weber: **Elias Schrenk**. Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland.
- 25/26 A. Jung-Hauser: **Markus Hauser**. Ein Hoffnungsleben.
- 27/28 F. Seebaß: **Ludwig Richter**. Künstler und Christ.
- 29/30 A. Pagel: **Ludwig Hofacker**. Gottes Kraft in einem Schwachen.
- 31/32 A. Pagel: **Gräfin Waldersee**, Tante **Hanna**, Mutter **Fischbach**. Drei Frauen im Dienste Jesu.
- 33/34 C. H. Kurz: **Johann Friedrich Oberlin**. Der Patriarch des Steintals.
- 35/36 C. H. Kurz: **Franziskus von Assisi**. Der Herold des großen Königs.

Band

- 37 E. Bunke: **C. H. Spurgeon**. Prediger von Gottes Gnade.
- 38 W. Michaelis: **Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums**.
- 39 O. Eberhard: **Johann Heinrich Pestalozzi**. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
- 40 F. Rudersdorf: **J. Hudson Taylor**. Sein Werk und seine Missionsmethoden.
- 41/42 E. Bunke: **Carl Heinrich Rapard**. Ein Zeuge Jesu Christi.
- 43/44 A. Hauge: **Hans Nielsen Hauge**. Der Apostel Norwegens.
- 45 G. Geiß: **Johann Albrecht Bengel**. Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch.
- 46/47 A. Katterfeld — W. Ilgenstein: **Friedrich Braun**. Ein Baumeister Gottes im Schwabenland.
- 48 G. Geiß: **Dwight L. Moody**. Vom Kaufmann zum Evangelisten.
- 49/50 F. Seebaß: **Friedrich Christoph Oetinger**. Denker und Seelsorger.
- 51/52 F. Seebaß: **Karl Büchsel**. Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen.
- 53/54 J. Weber: **Peter Weber**. Was eine kleine Kraft vermag.
- 55/56 H. Bruns: **Minna Popken**. Eine Ärztin unter Christus.
- 57/58 H. Bruns: **Ernst Modersohn**. Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.
- 59/60 A. Pagel: **Alfred Christlieb**. Beter und Schriftforscher.
- 61 W. Dicke: **Anna von Borries**. Die Helferin der Körperbehinderten.
- 62/63 A. Pagel: **Der alte Rahlenbeck**, **Ohm Michel**, **Vater Wirths**. Wie Gott Originale formt.
- 64/65 E. Thomson: **Traugott Hahn**. Ein Märtyrer der baltischen Kirche.
- 66/67 J. Roeßle: **Johannes Wesley**. Der Vater der methodistischen Erweckungsbewegung.
- 68 C. H. Kurz: **Georg Müller**. Ein weltweiter Gotteszeuge.
- 69 A. Stucki: **Alexander Vömel**. Ein Leben unter Gottes Führung.
- 70 C. H. Kurz: **Thomas John Barnardo**. Ein Leben unter Niemandskindern.
- 71 H. Steege: **Johann Georg Hamann**. Ein Prediger in der Wüste.